Ein einsam Kind.

Die Wasser im Jahre 1824.

Zwei Erzählungen für die Jugend

von

Ottilie Wildermuth.

Landwirtsche
Bibliothek
Schöpfung

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn ihr von Einsamkeit hört, so denkt ihr euch wohl eine Einsiedlerhütte tief im grünen Wald, oder die Höhle, wo die fromme Genovefa gelebt hat allein, ganz allein mit dem kleinen Schmerzenreich; wohl auch einen Leuchtthurm hoch am weiten Meer, darauf einsam der Wächter wohnt, oder ein Kloster in einem stillen, grünen Grunde.

Das Kind aber, von dem ich euch erzählen will, war einsam und sehr allein mitten in einer großen, volkreichen Stadt, in einem stattlichen und reichen Hause; einsamer als der kleine Schmerzenreich mit seiner Hirschkuh unter den rauschenden Bäumen und den lustigen Vögelein und Schmetterlingen im grünen Wald.

Als Serena's Mutter noch lebte, war es auch still gewesen in dem großen, steinernen Haus; doch war sie nicht so allein. Ihr Bettchen stand in dem kleinen Kabinet neben dem Schlafzimmer der Mutter

und sie durfte morgens schon, sobald das Kindsmädchen sie angekleidet hatte, ihre Milch trinken an einem kleinen Tischchen neben der Mutter Bett; durfte ihre Puppe holen und ihre Spielsachen und spielen, bis endlich die Mutter aufstand und in den Lehnstuhl saß. Dann betete diese mit ihr, erzählte ihr zuweilen eine schöne Geschichte oder redete mit ihr, bis sie zu müde war zum Sprechen. Auch sagte die Mutter wohl zum Kindsmädchen: „Betty, geh ein wenig spazieren mit der armen Kleinen; nimm sie mit auf einen freien Platz, damit sie auch an frische Luft und Sonne kommt."

Das große steinerne Haus, in dem Serena's Eltern wohnten, stand in der großen Stadt London. Die Stadt ist unermeßlich groß, und von all dem Steinkohlendampf, der aus den vielen tausend Kaminen aufsteigt, fast beständig in Dunst und Nebel gehüllt, so daß Sonnenschein und frische Luft da nicht zu häufig sind. Doch gibt es schöne Gärten und grüne Plätze inmitten der Stadt, wo sich Kinder umtreiben können, und Serena freute sich, wenn das Kindermädchen so weit mit ihr ging. Nur war sie schüchtern unter den vielen geputzten Kindern; sie kannte keines.

So lang sie wußte, war ihre Mutter krank und lag im Bette, oder saß in ihrem schneeweißen Morgenkleid in dem hohen Lehnstuhl von dunkelrothem Sammt; — es mußte gar ruhig und still um sie sein; da konnte man keinen Kinderlärm brauchen, und Serena selbst hatte gelernt, ganz still zu spielen und hat nie Gefährten gehabt.

So wußte sie denn nicht viel anzufangen unter fremden Kindern, die nichts nach ihr fragten; sie bekam bald wieder Heimweh nach ihrer Mama und war froh, wenn das Mädchen sie heimbrachte. Dann war sie wieder zufrieden, bei ihrer bleichen Mutter zu sitzen; sie verstand nicht recht, warum diese so oft seufzte: „Armes Kind!“ Aber sie wurde daran gewöhnt und dachte selbst, sie sei ein armes Kind, obschon sie gerade nichts zu klagen hatte.

Ihren Vater sah Serena gar selten. Er war Kaufmann, aber nicht ein Kaufmann mit einem offenen Laden, darin allerlei schöne Dinge verkauft werden, oder auch Kaffee, Zucker, Käse und Oel. Nein, er machte große Geschäfte, von denen Serena nichts verstand; dazu ging er schon früh morgens in die City:

so heißt ein großer Stadttheil von London, in dem die meisten Geschäftsleute wohnen. Dort hatte er sein Comptoir und von dort kam er erst abends nach Haus, wo in England zu Mittag gegessen wird. Da kam er denn jedesmal herauf zu Serena und ihrer Mutter und sagte: „Guten Abend, Kleine; guten Abend, liebe Mary, wie geht Dir's?“ und die Mutter lächelte traurig und sagte: „Guten Abend, lieber William; Du dauerst mich, daß Du immer eine kranke Frau hast.“ Dann redete er eine Weile mit der Mutter, stand wieder auf und sagte: „Aber ich mache Dich müd, arme Mary; sei nur recht still und artig, Kleine, daß Du der Mutter nicht Kopfweh machst.“ Und damit küßte er sie und ging.

So war es lange gewesen. Dann war ein Tag gekommen, wo die stille, bleiche Mutter noch viel stiller und bleicher geworden war, wo sie nicht mehr im Lehnstuhl saß, sondern schneeweiß in einem langen, weißen Kleide auf dem Bette lag; wo Serena nicht recht verstehen konnte, warum die Leute sagten, ihre liebe Mutter sei jetzt im Himmel, und sie lag doch vor ihr. Die Dienstmädchen brachten schöne Blumen

und legten sie auf das Lager, und Serena sah ihren Vater weinen zum erstenmal in ihrem Leben; es kam ihr alles sehr traurig vor. Und ein anderer Tag kam, wo sie die liebe Mutter in den Sarg legten; es war ein sehr feierliches Leichenbegängniß, wie es in England Sitte ist bei angesehenen Leuten. Die Pferde waren mit schwarzen Federn und schwarzen Flören geschmückt und viele, viele Wagen folgten dem Sarg.

Nach diesem kam die Zeit, wo die kleine Serena erst so ganz allein war auf der Welt. Der Vater hielt sie noch für zu jung und klein, um schon eine Gouvernante zu haben. An das Kindermädchen war sie gewöhnt; es war gutmüthig, wenn es auch gar nicht verstand, die Kleine zu unterhalten; es konnte sie morgens hübsch ankleiden und ihre Sachen in Ordnung halten; so hielt sie der Vater für ganz gut versorgt.

Da saß denn Serena den lieben langen Tag allein in ihrer Kinderstube, wo die Fenster eiserne Gitter hatten, damit sie nicht hinausfallen könne. Das kam ihr dann vor wie ein Gefängniß und sie nahm ihre Puppe auf den Schoß und spielte mit ihr Genovefa,

wie sie im Gefängniß war. Zu Mittag legte man ihr unten an einem langen Tisch eine Serviette; darauf stand ihr Tellerchen und ihr kleines Besteck; da aß sie ganz allein und dann ging sie an guten Tagen wieder hinunter in den trübseligen Hofgarten. Es wuchsen aber keine Blumen darin; nur hie und da fand sie ein Gänseblümchen, das war schon eine große Freude. Manchmal setzte sich auch ein kleines rothes Käferlein auf ihre Hand; das hielt sie ganz sachte und freute sich daran, bis es seine kleinen Flügelein wieder ausspannte und davon flog; dann sah sie ihm traurig nach. Ihr Kindermädchen hatte sie ein Reimlein gelehrt:

Herrgotts Vögelein flieg aus!
Flieg' in meiner Ahne Haus,
Bring mir Aepfel und Birnen!

Da hätte sie wohl gern gewußt, wohin das Vöglein fliege; daß sie nicht mitfliegen konnte, das wußte sie ja wohl.

Manchmal ging der dicke Doktor Smith über den Hof, und Serena freute sich, so oft sie seinen schweren

Tritt hörte. Herr Smith war der Hausarzt, ein guter, alter Herr, der nie vorüber ging, ohne sein Späßchen mit der Kleinen zu haben. „Wie geht's, kleine Miß? hat die Fräulein Puppe gut geschlafen? Potz, da haben sich ein paar Bonbons in meine Tasche verirrt, die wird die kleine Miß wohl essen müssen!“ Es war schon eine große Begebenheit für Serena, wenn Doktor Smith vorbeigekommen war.

Ihr Vater kam meist spät nach Haus. Hie und da kleidete sie dann das Kindermädchen noch hübsch an und führte sie hinunter, wenn er beim Abendessen saß. Dann gab er ihr vielleicht einige Mandeln oder eine Feige von seinem Nachtisch und fragte: „Nun, kleine Serena, wie geht Dir's? Brauchst Du nichts? Geben sie Dir auch genug zu essen? Du bist so dünn!“ Serena war schüchtern, weil sie nie unter die Leute kam, selbst bei ihrem eigenen Vater, den sie ja so selten sah; sie antwortete nur leise und wenig. Ihr Vater war gut und hatte sie lieb; aber er war nie viel mit Kindern umgegangen und wußte nicht recht, was er mit einem kleinen Mädchen reden sollte; so sagte er bald: „Nicht wahr, Kleine, Du bist müd?“

und Serena war auch ein wenig froh und erleichtert, wenn das Mädchen sie wieder hinaufführte.

Einmal aber, nachdem Doktor Smith da gewesen war, kam der Vater selbst in die Kinderstube, früh am Tage, noch eh er in die City ging; er nahm die Kleine an der Hand, führte sie an's Fenster und sah ihr wehmüthig in das schmale, blasse Gesichtchen. „Ja, ja," sagte er, „es ist wahr, Doktor Smith hat recht, Du wirst mir ganz dünn und bleich in dem Käfig da; möchtest Du auf's Land, Kleine?"

„Auf's Land?" fragte Serena; „das ist, wo Kühe sind?" sonst hatte sie gerade noch nicht viel vom Lande gehört. Der Vater lachte. „Nun ja, Kühe auch, aber sonst noch allerlei schöne Sachen; grünes Gras, hohe Bäume und Blumen."

Serena's Augen glänzten vor Freude; sie sagte nur leise: „Aber, Papa, ich kenne ja gar niemand auf dem Land, und so allein kann ich doch nicht hinaus gehen; ich weiß den Weg gar nicht auf's Land." „Das brauchst Du auch nicht," sagte der

Vater wieder lachend. „Es lebt noch eine Tante von Deiner lieben, seligen Mama; eine gar gute alte Frau, die hat ein nettes, freundliches Haus auf dem Lande und hat mir geschrieben, ich solle Dich zu ihr schicken, wenn Du groß genug seiest, um reisen zu können. Es ist sehr weit von hier; aber ein guter Freund von mir reist hin in der nächsten Woche und will Dich mitnehmen; willst Du, Kleine?“ „Sie müssen dann die Kleine mit in die Stadt nehmen und ihr ein paar neue Kleidchen kaufen und Hüte, und was sie sonst braucht,“ sagte er zur Haushälterin, küßte sein kleines Mädchen und ging fort.

Serena aber tanzte in der Kinderstube herum, was sie sonst noch nie gethan hatte, und lachte vor lauter Vergnügen. Ausgehen! Kleidchen kaufen! fortgehen, mit der Eisenbahn fahren und auf's Land! Sie freute sich gar zu sehr, aber ein Bischen fürchtete sie sich doch auch vor der weiten Reise mit einem fremden Herrn, und vor den Kühen, die nun einmal ganz unzertrennlich waren von ihrer Vorstellung vom Landleben. „Meinst Du, sie stoßen mich nicht mit ihren Hörnern, Betty?“ fragte sie immer wieder, als

das Mädchen sie ankleidete. „Und wenn nur der Herr auch der Tante Haus weiß! wenn er es ja vergessen würde, und ich müßte ganz fortfahren mit ihm in die weite Welt hinaus! Und die Tante, gelt, die wird alt sein und sehr lang und groß, wenn sie schon meiner Mama ihre Tante gewesen ist? und weiß sie's denn, daß ich die Serena bin?" Die kleine Miß hatte in vielen Wochen nicht so viel geplaudert, als heute, während Betty sie mit vieler Mühe ankleidete zu dem großen Ausgang, der eine ganz wunderbare Sache war.

Endlich aber war sie fertig und durfte fort mit der Haushälterin, weit fort in allerlei schöne Laden, wo man fertige Kinderkleider kauft. Und die kaufte ein buntes Kleidchen, und ein blaues für den Winter, das ganz weich und warm war, und ein weißes und ein rosenrothes. „Auf dem Land ist's warm," sagte Frau Schmidt; „da brauchst Du schon leichte Kleider." Und Serena dachte sich „das Land" wieder wie lauter Sonnenlicht. Auch ein Strohhütchen kaufte man ihr und ein rundes Winterhütchen und niedliche Schürzen. „Auf dem Land muß man auch arbeiten,"

sagte Frau Schmidt; das konnte sich Serena nicht so recht vorstellen, wie sie auf dem Land arbeiten werde.

Nach wenigen Tagen weckte sie Betty in aller Früh, kleidete sie an und wickelte sie in ihr Mäntelchen. Der Vater selbst führte sie auf die Eisenbahn, die sie bis jetzt nur ganz von weitem hatte pfeifen hören. Wie sie aber das unermeßliche Gewimmel von Menschen sah, das sich auf dem Bahnhof umtrieb, all den Lärm und das Geschrei hörte: da ein Paar, die sich weinend umarmten, dort andere, die sich stießen und drückten, um an die Kasse zu kommen; da ward ihr gar ängstlich zu Muthe; fast hätte sie lieber wieder mögen daheimsitzen in dem trübseligen Hofgärtchen, allein mit ihrer Puppe. Ihren netten, ganz neuen Koffer, mit glänzenden Nägeln beschlagen, in dem alle die schönen, funkelneuen Kleidchen waren; den trug so ein fremder Diener fort, weit fort auf einen andern Wagen, und sie hatte entsetzlich Angst, daß sie den in ihrem ganzen Leben nicht wieder sehen werde. Denn wie sollte man aus all den vielen, vielen Kisten,

Koffern, Packeten und Schachteln der Serena ihr Kof=ferchen wieder herausfinden, und die Schachtel mit dem neuen Hütchen!

Ganz ängstlich hielt sie sich fest an des Vaters Hand, als dieser sie an einen großen, schönen Wagen führte; da sollte sie hinein, zu lauter fremden Leuten! Sie fürchtete sich, vor dem Vater zu weinen, und doch war ihr gar weinerlich zu Muth. Da hörte sie plötz=lich eine fette, freundliche Stimme hinter sich: „Wie, was! will die kleine Miß nicht vorwärts? meint sie, die Eisenbahn werde warten auf solche kleine Kreaturen?“ Ach, das war ja der Doktor Smith! und er hatte einen Reiseüberrock an und eine Tasche umhängen, und eine blecherne Büchse an der Hand. Es war augenscheinlich, daß das der Herr war, der mit=reiste; welches Glück! „Vorwärts, kleine Miß!“ kom=mandirte Doktor Smith, der eine kranke Schwester be=suchen mußte in der Gegend, wo Serena's Tante wohnte, und ehe noch Serena ihre Verwunderung und Freude ausdrücken konnte, schob er sie mit einem gewaltigen Ruck in den Waggon. „Adieu, Töchter=lein; meinst Du denn, ich hätte Dich allein reisen

lassen? Grüß die Tante!“ rief noch der Vater; dann aber gings vorwärts, zuerst sachte, dann rascher und rascher, bis sie endlich pfeilschnell durch die Gassen von London fuhren, die Serena in ihrem ganzen jungen Leben noch nie gesehen hatte, und so gings denn in die Welt hinaus!

Ganz sicher und geborgen lehnte sich das kleine Mädchen an die breite Gestalt des Herrn Smith und sah nur hie und da mit ihren stillen Augen glückselig zu ihm hinauf. Doktor Smith, der nie selbst ein Kind gehabt und dem etwas bang gewesen war, daß er sich auf der Reise mit einem kleinen Mädchen befassen solle, wurde auch ganz vergnügt über seine kleine Schutzbefohlene und nannte ihr die Namen der Städte, an denen sie vorüberflogen.

Serena behielt nicht viel davon; sie war des Reisens so gar nicht gewöhnt. Bald schlief sie ein, immer mit ihrem Köpfchen an den weichen, haarigen Aermel von Doktor Smith's warmem Reiserock gelehnt und dieser hielt sich ganz still, um das kleine Mädchen ja nicht zu wecken.

An einer Station wachte sie auf. Es war ein Eilzug, und so war es schon Mittag geworden, als sie zum erstenmal anhielten. Serena glaubte, sie seien schon am Ziel und griff hastig nach dem Körbchen, in dem ihre getreue Puppe schlief; aber Herr Smith sagte: „Es eilt noch gar nicht, Töchterchen, wir haben zu fahren bis heute Abend um sechs Uhr. Aussteigen wollen wir nicht; aber da komm und iß, kleine Miß!“ Und Herr Smith öffnete die blecherne Kapsel, die wunderbar viel enthielt: zwei kleine Teller, ein Besteck, Butterbrode mit Fleisch, Salz, kurz allerlei, was zu einer Mahlzeit gehört; dazu eine weiße Serviette, die breitete er auf seinen Knieen aus, ordnete seine Mahlzeit darauf und lud das kleine Mädchen nochmals ein, es sich schmecken zu lassen. Die Anstalt gefiel Serena gar wohl, aber sie konnte nicht viel essen; sie war herzlich müde von dem langen, ungewöhnten Fahren. Als es wieder weiter ging, gab sie sich alle Mühe, die Städte und Gegenden zu betrachten, auf die ihr guter alter Freund sie aufmerksam machte, aber es wurde ihr zu viel; auch die Stationen gefielen ihr gar nicht, da es so düster war in den bedeckten Bahnhöfen, wo

die Waggons hielten; sie schlief nicht mehr ein, aber sie sah mit recht müden Augen hinaus. Sie hatte immer geglaubt, wenn man reise, so müsse man erstaunlich viel erleben; sie aber erlebte nichts, als daß der gute Herr Smith immer wieder seine Blechbüchse öffnete oder hie und da eine Dame sie mit ein paar Worten anredete.

Endlich wechselten sie den Zug. „Nun, meine kleine, faule Miß, sind wir bald am Ziele," sagte Doktor Smith; „wie wird's gehen? wirst Deine Füßchen kaum mehr brauchen können, und den letzten Weg mußt Du zu Fuß machen." Ach, gehen kam ja Serena ganz herrlich vor! ihr war, als sei sie gewiß schon ein Jahr lang gefahren.

Dieser Zug war kein Eilzug mehr, der nur an großen Stationen anhielt. Bald hielt er an einer netten, kleinen Station; ein Wärterhäuschen mit hölzernem Balkon, den dichtes Epheu umrankte, und ein solch niedlicher Garten daneben, mit den allerschönsten, buntesten Blumen. Serena war ganz glücklich, als Herr Smith sagte: „So, kleine Miß, jetzt bist Du genug gefahren, nun darfst Du gehen."

Sie konnte kaum auf ihren Füßen stehen, als sie ausstieg; aber es war ihr gar zu wohl, wieder in freier Luft zu sein; eine köstliche Luft, wie sie in London nie eingeathmet!

Ihr Koffer und all ihre kleine Habe, um die ihr so bang gewesen war, wurde ganz sicher ohne Schwierigkeit herbeigeschafft und auf den Bahnhof gestellt. Ehe sie sich in dem schönen Gärtchen noch recht umsehen konnte, kam ein älteres Frauenzimmer, gar sauber und einfach gekleidet und fragte Herrn Smith: „Wir erwarten heute ein Töchterlein von London; bitte, ist sie vielleicht mit Ihnen gekommen?“ „Freilich,“ rief Herr Smith. „Da komm her, kleine Miß; sieh, man will Dich abholen zu Deiner Großtante. — Bitte, wie ist Ihr Name?“ fragte er das freundlich aussehende Frauenzimmer. „Sara,“ erwiederte diese; „ich bin schon seit zwanzig Jahren im Dienst bei Frau Drummond; wir freuen uns alle zwei, bis die Kleine kommt.“

Jungfer Sara gefiel der kleinen Serena gleich; sie hatte ein so nettes, braunes Kleid an mit weißen Blümchen und eine säuberliche weiße Haube, und einen schön geflochtenen Korb am Arm. Nun aber mußte

sie Abschied nehmen von dem guten, dicken Doktor Smith, der ihr zu lieb einen Umweg gemacht hatte und mit dem nächsten Zug zurückging. Der Abschied that ihr leid und dem Herrn Smith fast noch mehr; er schenkte ihr noch eine Menge Bonbons aus seiner Blechbüchse, so daß sie kaum Platz hatten im Körbchen neben der Puppe. Und er schaute aus dem Wagen nach ihr, als er schon davon dampfte und Serena an der Hand der Jungfer Sara etwas schüchtern, aber doch seelenvergnügt den schmalen, grünen Pfad dahinging, der sich durch eine schöne Wiese schlängelte nach dem Wohnsitz der Großtante. Zu der Kleinen großer Beruhigung kam auch der Koffer mit den neuen Kleidchen und die Schachtel sicher hinter ihnen drein auf einem Handkarren, den ein alter Gärtner schob.

Jetzt erst kam es Serena vor, als sei sie draußen in der Welt, weit, weit; es war da alles so ganz anders, als sie es je gesehen, — ein so weiter grüner Platz vor ihr! „und Bäume mit rechten lebendigen Aepfeln!“ rief sie in höchster Verwunderung; sie hatte noch nie einen Apfelbaum mit Früchten gesehen. Und dort kamen wirkliche, wahrhaftige Kühe, die ihr früher

in Gedanken schon so viel zu schaffen gemacht. „Nicht wahr, das ist jetzt auf dem Land?“ fragte sie Sara höchst vergnügt. „Nun ja, wie man will,“ sagte diese, die es beinah ein Bischen übel nahm. „Es wohnt aber der Herr Rektor bei uns und ein Notar und ein Doktor, und das Landhaus der Madame Drummond ist sehr schön, so ganz und gar auf dem Lande sind wir doch nicht.“ Serena verstand nicht, warum das nicht gerade das schönste sein solle, ganz auf dem Lande zu sein. Sie vergaß alle Reisemüdigkeit in dem glückseligen Gefühl, daß sie so im herrlichen Abendsonnenschein auf der weiten freien Wiese hinwandeln durfte; sie hatte auch alles Bangen vor der unbekannten Großtante verloren, als sie von weitem das Landhaus sah, das schneeweiß sich aus dem grünen Wiesengrunde erhob.

So groß und prachtvoll, wie Sara meinte, erschien nun dem kleinen Mädchen, das die Paläste von London gesehen hatte, das Landhaus „Marienruh“, wie es der selige Großonkel genannt hatte, eben nicht; aber so schön und so friedlich war ihr in ihrem Leben

nichts vorgekommen. Der sammtweiche Rasengrund vor dem Hause war mit einem leichten, schwarzen Gitterwerk eingefaßt: zu beiden Seiten stieg der leichte Strahl eines Springbrunnens von dem grünen Grund in die Höhe, und die Stufen, die zu dem Hause führten, waren rechts und links mit den allerschönsten blühenden Blumenstöcken eingefaßt.

Die Tante kam heraus, der Kleinen entgegen; ihr Gesicht war blaß, aber sehr freundlich, wie Mondschein. Sie trug auch ein braunes Kleid, das hatte aber keine Blümchen wie Sara's: es war dunkel und vom feinsten Wollzeug; ihre Haube, Kragen und Manschetten, alles blendend weiß; es wurde einem ganz wohl und ruhig um's Herz bei der Tante Marie, sie hatte eine so gute, herzliche Stimme.

„Grüß Dich Gott, mein liebes Kind," sagte sie liebevoll und nahm die kleine Serena in ihre Arme. „So groß, wie Du, ist Deine Mutter gewesen, als meine liebe Schwester, Deine Großmutter und ich noch beisammen lebten. Nun bleibe gern bei uns! wenn es Dir nur nicht zu still hier ist nach dem großen, prächtigen London!"

„Zu still! Ach nein!“ dachte Serena, als sie um sich blickte; auf dem Seitenweg am Landhause vorüber zogen fröhliche Bauernkinder mit Ziegen und Böcken und Kühen unter lautem Lachen und Scherzen; ein kleiner muntrer Spitzer trieb sich auf dem Rasen herum und hüpfte dann wieder hoch hinauf an Serena, wie um sie zu begrüßen, und an einem offnen Fenster des Hauses sang und zwitscherte noch ein Kanarienvogel. — Was war das eine Lust und ein Leben, wenn Serena dagegen an das trübselige Hofgärtlein dachte. „Nein, Tante, zu still ist mir's gar nicht,“ versicherte sie ernsthaft; „bei mir ist London nicht so prächtig gewesen, wie Du meinst.“

„Wie bleich sie ist, die arme Kleine,“ sagte Sara mitleidig; „das kommt von dem Ruß und von dem Nebel in London, und ich höre auch, daß sie dort nichts Rechtes zu essen haben: Kalbshirn und Wasser statt Milch, und Gips im Brod! Wir wollen sie schon herausfüttern, daß sie rothe Bäckchen bekommt!“

Serena bekam ein eignes, niedliches Kabinet neben dem Schlafzimmer der Tante. Sie schlief da herrlich

schon in der ersten Nacht und wachte so fröhlich auf; sie fühlte sich gar nicht fremd, es war ihr, als sei sie schon lange bei der Tante gewesen. Ihr Zimmerchen war gar zu hübsch; sie hatte einen eignen Schrank zu ihren Kleidern und eine kleine Kommode, auch ein niedliches Tischchen, darauf ein Arbeitskörbchen stand. Freilich hatte sie noch niemand Handarbeiten gelehrt, obgleich sie bald sieben Jahr alt war; man hatte sich daheim nicht Zeit dazu genommen. Aber sie freute sich sehr darauf und konnte kaum erwarten, bis sie auf ihrem kleinen Stuhl sich neben die Tante setzen durfte. Im Körbchen war Stramin und farbige Wolle; da wollte sie denn in schneller Eile die allerschönsten Sachen verfertigen. „Tante, soll ich Dir einen Schemel nähen oder Pantoffeln? oder vielleicht einen Teppich für meine Puppe mit Rosen oder mit Astern, weil die jetzt im Garten wachsen?“

Ja, das ging nicht so rasch! Wie sie nun lernen sollte, ein Stichlein um's andre machen, immer nur über zwei Fäden, da wurde ihr's gar bald langweilig; sie blieb nur aus Gehorsam gegen die Tante noch sitzen und war gar froh, als die große künstliche Uhr

in der behaglichen Wohnstube Zehn schlug und die Tante sagte: „So, nun ist's genug für heute; Du kannst jetzt ein Weilchen spielen und dann um Elf Dein Buchstabenkästchen bringen, damit Du lesen lernst und ein geschicktes Mädchen wirst.“ Ja, zu spielen gab's genug; sie mußte doch zuerst ihre alte, liebe, heimathliche Puppe auspacken, Miß Mary genannt. Der hatte die Reise gar nicht geschadet; sie hatte so schöne, rothe Backen als vorher und verwunderte sich gar nicht über den neuen Aufenthalt. Auch die gute Tante und Sara hatten für Serena eine Puppe fertig gemacht: ein Wickelkind in einem schneeweißen Bettchen mit einem grünen Schlummertuch darüber; das hatte ein gar schönes, feines Wachsgesicht und konnte die Aeuglein schließen; das war zu schön! Serena hatte noch kein solches gesehen, obgleich sie von London kam, aber sie hatte dort ja keine Gespielen. Das war ihr nun ein gar zu liebes Kindlein; sie hieß es Klärchen und Miß Mary wurde sogleich zur Kindsfrau ernannt. Freilich hatte das Kind einen etwas größern Kopf, als seine Bonne, aber das that nicht viel; Miß Mary war doch jedenfalls viel älter.

Es war sehr bald elf Uhr und sie wäre vielleicht nicht gern mit dem Buchstabenkästchen zu der Tante gegangen, wenn das nicht eben auch etwas Neues gewesen wäre. Aber es war ein ganz niedliches, rothes Käſtchen und die Buchstaben wie ein Spielzeug. — Nun sollte sie also die einzelnen lernen: a, das war sehr leicht, auch o und e; aber sie sollte nun die Buchstaben, die sie gelernt, zusammensetzen und nachher in einem großgedruckten Buch wieder aufsuchen; das wurde nach und nach ein Bischen langweilig und Serena schaute gar oft hinauf nach der Uhr. Diese Uhr war ein besondres Kunstwerk; sie war von Bronce und stellte ein Hühnerhaus vor. Mit dem Schlage Eins kam e i n Hühnchen heraus, um zwei Uhr zwei und so immer weiter; Serena war hoch vergnügt, als mit dem Schlage Zwölf z w ö l f Hühnchen herausspazierten und sie ihre Buchstaben wieder zusammenpacken durfte.

Bis zum Mittageſſen, das man bei uns zu Lande Abendeſſen nennen würde, durfte Serena mit der Puppe spielen, und die ganze schöne Zeit vom Essen bis zum Schlafengehen durfte sie im Garten oder sonst im Freien

zubringen. Vor dem Haus war nur der schöne Rasenplatz und hie und da unter dem Grün ein kleines Beet der herrlichsten Blumen; hinter dem Haus aber streckte sich ein schöner Gemüsegarten, der an ein Wäldchen gränzte: alles lauter Freude und Herrlichkeit für die Kleine. Es war bereits ein Gärtchen für sie abgetheilt, um das ihr John, der alte Gärtner, eine Einfassung von Weidengeflecht gemacht hatte; in einem hölzernen Häuschen daneben fand sie eine ganz neue, kleine Hacke, Schaufel, Rechen und Gießkanne und einen niedlichen Schiebkarren, auf dem sie das Unkraut fortführen konnte. Das war nun eine Glückseligkeit! Sie hackte und rechte und grub mit allerhöchster Lust und ließ sich von Sara Anweisung geben, wie sie Blumensamen aussäen sollte und Blumenstöckchen setzen. Bald hätte sie den Rasenboden ausgerupft, nur um genug Unkraut zu haben, das sie auf ihren niedlichen Karren laden konnte.

Es gefiel ihr gar zu wohl bei der Tante; alles war schön und herrlich, nur das Arbeiten und das Lernen nicht, daran hatte sie am zweiten Tag schon genug, und als die Tante rief: „Nun bring Dein Buch,

Serena," da sagte sie ganz zutraulich: „Liebe Tante, ich will lieber gar nicht lernen und nicht geschickt werden, ich bin auch ohne das vergnügt." „Nun, wenn Du lieber willst, so wollen wir vorher ein wenig nähen." „Ja, nähen mag ich auch nicht, Tante." „So? willst Du denn gar nichts thun?" „O freilich, Tante, recht viel will ich thun: spielen und im Garten arbeiten, und der Sara ein wenig helfen und herumspringen auf der Wiese und Blumen holen, und meine Kinder spazieren führen in dem netten kleinen Wagen. O Tante, ich habe so viel zu thun!"

„Weißt Du, liebe Serena, wer Dich in diese schöne Welt erschaffen hat?"

„Freilich weiß ich's," sagte das kleine Mädchen, vergnügt, daß sie einmal etwas wußte, „der liebe Gott."

„Wozu bist Du denn in der Welt?"

Darauf hatte sich die kleine Serena noch nie besonnen und es kostete sie einiges Nachdenken. „Nun, daß ich recht vergnügt sein soll," sagte sie endlich, „und auch gut und brav," gestand sie nach einer Weile noch zu.

„Ja, Kind, Du bist auf der Welt, daß der liebe

Gott und gute Menschen eine Freude an Dir haben sollen; dann erst kannst Du recht vergnügt sein und wirst im Himmel einmal noch viel froher und glückseliger, als auf der Erde."

„Wenn ich aber recht lustig bin und spiele, so hat der liebe Gott gewiß auch eine Freude."

„Aber wenn Du nichts lernst, liebe Serena, so kannst Du Andern nie etwas thun und helfen, und dann kann sich der liebe Gott nicht an Dir freuen; wenn Du Dir aber Mühe gibst, auch wenn Du's nicht gern thust, und Du lernst etwas, daß Du Andern helfen kannst und Freude machen, gib acht, kleine Serena, dann wird Dein eignes Herzchen erst recht vergnügt und Du spürst, daß Dich Gott lieb hat. Du mußt noch viel lernen im Leben, Kind, was schwerer ist, als Buchstaben und Kreuzstich; aber es geht leichter, wenn Du als Kind gelernt hast, Dein eigenwillig Herzchen zu überwinden."

So ganz verstand nun Serena nicht, wie die Tante es meinte; aber sie dachte, sie wolle einstweilen lernen und arbeiten, weil die gute Tante es wünschte, und es ging nicht so schlimm mehr, und sie sprang

dann erst recht vergnügt in den Garten oder zu den Puppen, wenn sie fertig war. Sie fand alle Tage etwas Neues und etwas Schöneres; nur kam sie sich manchmal allein vor, wenn sie die Bauernkinder so lustig miteinander herumspringen sah, und doch wäre sie schüchtern gewesen, zu ihnen zu gehen, — sie war so gar nicht den Verkehr mit Kindern gewöhnt.

Nun kam der Sonntag. Serena durfte das neue, kornblumenblaue Kleidchen anziehen und wandelte sittsam, ein schwarzes Büchlein in der Hand, obgleich sie noch nicht lesen konnte, an der Hand der Tante zur Kirche. Es war das erstemal, daß sie in's Dorf kam; solch ein netter Weg zwischen grünen Hecken, die die Wiesen und Aecker ringsum einfaßten! von allen Seiten her kamen Bauersleute in ihrem Sonntagsstaat mit ihren Büchern und grüßten die freundliche Tante. Alles war so still, so feierlich, und ein goldner Sonnenschein lag über der weiten Flur.

Serena war nie in einer Kirche gewesen, obgleich in London viel große und herrliche Kirchen sind. Die

kranke Mutter hatte nie hingehen können; den Dienstmädchen aber war es zu unbequem, sich mit dem kleinen Mädchen zu befassen. Da war sie denn am Sonntag Morgen auf ihrem kleinen Stuhl an der Mutter Bett gesessen und die hatte ihr mit schwacher Stimme schöne Geschichten aus der Bibel erzählt, aber eine Orgel und ein Kirchenlied hatte sie nie gehört.

Es war nur eine kleine Kirche, in die sie in der goldnen Morgenfrüh mit ihrer Tante eintrat aus der hellen, sonnigen Welt da draußen; aber das Kirchlein stand so feierlich auf dem stillen, grünen Platz, rings umgeben von Gräbern und Kreuzen; so geheimnißvoll wurde es Serena zu Muthe, wie sie eintrat in den kühlen, hohen Raum. Da klangen von der Höhe wunderbare Töne, nicht wie Musik, die sie daheim wohl manchmal beim Vorbeiziehen der Soldaten oder von einem Klavier gehört hatte, — nein, wie ein Engelsgesang kam es ihr vor. Sie hob die Augen und sah das seltsame, silberglänzende Instrument, von dem die Wundertöne ausgingen, — eine kleine Orgel von besonders reinem und schönem Ton; — sie sah einen Knaben davor sitzen; aber das konnte doch wohl

nicht sein; der konnte nicht solch wunderbare Musik machen!

Nun begann der Gesang und Serena versuchte mit ihrem schwachen Stimmchen mitzusingen, so gut es ging; dann kam der Geistliche auf die Kanzel. Serena kniete nieder zum Gebet; es fielen ihr die stillen Zeiten wieder ein in der Mutter Kämmerlein und wie die Mutter ihr gesagt, daß der liebe Gott alles höre, was sie auch noch so leise zu ihm sage. Sie mußte denken, wie schön es sei, daß jetzt alle die vielen Leute reden mit dem lieben Gott; sie konnte freilich noch nicht recht die Gedanken ihres Herzens in Worte fassen, aber sie dachte an die selige Mutter im Himmel und bat, daß sie auch einmal zu ihr kommen dürfe; sie dachte auch, ob sie den lieben Gott nicht bitten solle um ein kleines Mädchen, das mit ihr spielen könne; aber sie wußte nicht, ob das erlaubt sei in der Kirche. — Was nun der Herr Pfarrer predigte, das verstand sie nicht so gut; sie verstand nur die schöne Geschichte, die er vorlas vom Heiland, der die Kindlein segnete. Das Orgelspiel und der schöne Gesang am Ende, die

nahmen wieder ihre ganze Seele hin; sie hätte immer und immer darauf horchen und lauschen mögen.

Als sie mit der Tante aus der Kirche ging, kam der Pfarrer, der gepredigt hatte, mit einem Knaben, nicht viel älter als Serena, an der Hand. Er grüßte die Tante und die sagte freundlich: „Nun, Edmund, willst Du morgen nicht zu meiner kleinen Serena kommen und in ihrem eignen Gärtchen spielen?“ „Gern,“ sagte Edmund. Serena gab ihm auf den Wink der Tante die Hand; aber seine Augen, obgleich sie groß und hell waren, blickten so seltsam in die Luft hinaus; sie fühlte sich fast ein wenig scheu und war froh, als die Tante mit ihr heimwärts ging. „Tante,“ fragte sie, „warum hat mich der Edmund gar nicht recht angesehen?“

„Edmund ist blind,“ sagte die Tante.

„Blind?“ Das konnte die kleine Serena gar nicht begreifen. — Sie hatte in London einen alten blinden Mann an Straßenecken auf einer kleinen Orgel spielen hören, sie hatte sich Blinde nur als Bettler gedacht; aber daß ein gutgekleideter, schöner Knabe wie Edmund blind sein solle, — das ging über ihr Verständniß.

„Ganz blind, Tante, und er weiß gar nicht, wie die Welt aussieht und sein Vater und alle Leute?“

„Gar nicht. Er ist blind geworden, wie er noch ein ganz kleines Kind war; er hat nie die schöne Erde gesehen.“

„Aber Tante, ist das denn auch recht vom lieben Gott? Du sagst ja, er sei lauter Liebe und Güte!“

„So ist's, liebes Kind; auch wenn er Deine liebe Mutter so früh zu sich genommen und Edmund hat blind werden lassen. Was Gott thut, das thut er, um die Menschenherzen zu sich zu ziehen, daß er sie selig machen kann; warum er es so gethan, das erfahren wir oft erst im Himmel. Auch mir hat der liebe Gott früh meine lieben Kinder sterben lassen, und mein einziger Sohn ist weit fort über'm Meer; aber ich habe gelernt, nicht zu klagen, sondern mich zu freuen, bis ich sie beim Heiland wieder sehen darf und recht verstehen lerne, warum es der liebe Gott so gefügt. Gegen Edmund ist Gott aber sehr gut gewesen; er hat ihm ein frommes, fröhliches Herz gegeben und die schöne Gabe für Musik.“

„O ja, Tante, das ist so wunderbar, daß er

solche Musik selbst machen kann! Sehe ich ihn wieder? aber ich fürchte mich ein wenig."

Serena fürchtete sich nicht lange vor dem blinden Edmund, den sein Vater Nachmittags zur Tante brachte. Sie war anfangs noch etwas schüchtern; aber er wurde ihr bald ein ganz lieber Spielkamerad, so daß sie nicht mehr an ein kleines Mädchen dachte. Freilich war er etwas älter und größer als sie; aber das machte sie gerade stolz, daß sie einen so großen Knaben führen durfte. Die nächsten Wege um seines Vaters Haus und in seinem Garten wußte Edmund wohl; aber auf Wegen, die er nicht gewöhnt war, mußte man ihn führen, und Serena that das so nett und vorsichtig, wie ein kleines Mütterlein; sie zählte für ihn die Trep= pen und bediente ihn beim Essen. Freilich rief sie an= fangs noch oft: „Da sieh, Edmund, wie schön!" „Sieh einmal den kleinen Käfer!" und erschrack dann, wenn sie dachte, es könnte ihn betrüben. Aber Edmund lächelte nur und sagte: „Ja, ich glaub's."

An Blumen hatte er eine große Freude, und

es war eine der liebsten Unterhaltungen, wenn er in der Laube saß oder unter einem Baum in dem nahen Wäldchen, und Serena trug ihm eine Menge Blumen zu, aus denen er Sträußchen machte. Er freute sich dann, wenn Serena ihm sagte, daß sie schön ausgefallen seien.

Springen konnte Edmund freilich nicht mit ihr. Auch mit der Puppe konnte er nicht gut umgehen; sie holte sie manchmal und er sollte den Papa vorstellen. Das verstand er aber nie recht und wenn sie ihm die Kleine auf die Arme legte und wohlgefällig sagte: „Behalt es nur ein wenig, bei Dir ist es am stillsten," dann lachte er und sagte: „Es ist ja immerfort still" und wollte nicht glauben, daß das Kind diesen Morgen schon so geschrieen habe. Aber erzählen konnte Edmund so schöne Geschichten! Serena konnte gar nie genug bekommen. Auch lehrte er sie schöne Lieder und sang sie manchmal an dem Klavier der Tante, und es klang lieblich, wenn Serena's zartes Stimmchen darein tönte; die Tante hörte das gar zu gern.

Edmund durfte nur in seinen Freistunden zu Serena kommen; denn obgleich er blind war, so mußte

er doch arbeiten. Er lernte bei seinem Vater, und Serena hatte großen Respekt, wenn er sie puella hieß und lateinische Wörter lehren wollte. Auch lernte er Körbe und Matten flechten bei einem geschickten Mann aus dem Dorf. Sogar lesen konnte er aus einem ganz künstlich gedruckten Buch, wo man die Buchstaben mit den Fingern fühlen konnte; nur gab es nicht viele Bücher, die so gedruckt waren.

Edmund hatte selten Langeweile gehabt; doch war er nie zuvor so glücklich und vergnügt gewesen, wie jetzt mit seiner kleinen Gespielin. Die Knaben aus dem Dorf waren zu wild für ihn und hatten nicht lange Geduld mit dem blinden Knaben. Serena aber war glücklich, daß sie nun Gesellschaft hatte; an lärmende Kinder war sie auch nicht gewöhnt und es gefiel ihr ganz wohl, daß sie für den großen Knaben sorgen durfte. Im Gärtchen pflanzte sie von jetzt an nur wohlriechende Blumen, die Edmund liebte, und Beeren, die er gern aß; auch spielten sie dort ihre liebsten Spiele. Am schönsten war es, wenn Edmund ihren Bruder vorstellte, der aus fremden Landen zu Besuch kam; dann führte sie ihn in die Laube

und bereitete ihm einen Sitz von weichen Tüchern und trug ihm auf, was sie im Gärtchen hatte, oder was die gute Tante spendete; sie gab aber den Speisen allerhand vornehme und köstliche Namen. Die Haselnüsse hießen indianische Vogelnester und das Butterbrod Punschtorte, und wenn der weitgereiste Bruder genug geschmaust hatte, dann mußte er erzählen von den fernen Ländern, in denen er gewesen war, und das waren ganz wunderbare und schöne Geschichten; denn der blinde Edmund wußte viel von der Welt aus der Nähe und Ferne, was der Vater ihn gelehrt, und er behielt alles so gut, weil ihn nichts zerstreute.

Auch große Reisen machten die Kinder zusammen. Das nahe kleine Wäldchen war ein amerikanischer Urwald, und wenn Edmund erzählte von den Affen, die jetzt über ihnen spielen in den hohen Bäumen, von den Riesenfröschen und ungeheuren Eidechsen; da bildete sich die Kleine am Ende ein, sie sei mitten drin und war seelenfroh, wenn sie wieder den grünen Pfad miteinander heimwärts wandelten und die Bauern unterwegs sie mit treuherzigem Gruße anredeten.

Aber der blinde Edmund wurde auch Serena's Lehrer, und sie war aufmerksamer in seinen Lektionen, als in denen der Tante. Er konnte sie freilich nicht lesen und schreiben lassen; aber er lehrte sie Lieder und Sprüche, die heilige Geschichte und manches aus der Weltgeschichte, und sie mußte es ihm wieder erzählen. Sie that das gern, auch weil es immer wieder Sachen gab, über die sie den großen Edmund belehren konnte. Das Beste aber, was sie von Edmund lernte in stillen Zeiten, wenn die Kinder ganz allein waren, das war, ihr junges Herz mit all seinen kleinen Sorgen, die ja auch in einem Kinderleben nicht fehlen, vor den Vater droben zu bringen, der uns noch viel besser versteht, als der beste Vater auf Erden. Und wenn sie hörte von Edmund, wie er oft so traurig und ungeduldig gewesen war, daß er nichts sehen durfte von all der schönen Welt, und wie er gelernt hatte, sich geduldig in Gottes Willen zu fügen, und sanft und freundlich blieb bei allem, was er entbehren mußte, — da schämte sie sich ihrer kleinen kindischen Unarten und ihrer Ungeduld, wenn nicht alles nach ihrem Wunsche ging. Sie lernte Andern zu lieb auch thun, was sie nicht

wollte, und sie wurde immer fröhlicher und zufriedener dabei.

Fast drei Jahre hatten die Kinder so ein friedliches und glückliches Leben zusammen geführt; einmal hatte Serena's Vater sie besucht; — die Reise war sehr weit und er konnte sich seiner Geschäfte wegen nie lang von Haus entfernen. — Er hatte ihr ein schönes, seidenes Kleidchen mitgebracht und war sehr freundlich; er sah so gern in Serena's Gesichtchen, das der seligen Mutter so ähnlich war, und freute sich von Herzen, daß sie jetzt so blühend und gesund aussah. Aber es ging ihm wie vor Zeiten: er wußte nicht recht, was er mit einem kleinen Mädchen reden sollte; er konnte unmöglich viel Vergnügen an ihrem Gärtchen finden, und die neue Puppenfamilie, die sie selbst gekleidet hatte, verstand er gar nicht recht zu bewundern. Daß sie keine Gespielen haben sollte, als einen blinden Knaben, kam ihm auch traurig vor, er wußte ja nicht, wie glücklich die zwei Kinder miteinander waren. „Nun, sei nur ruhig, kleine Serena," sagte

er beim Abschied, „Du darfst jetzt vielleicht bald wieder nach London, wo es so schön ist! Würdest Du Dich freuen, wenn Du eine neue Mama bekämest?“

Eine neue Mama! das konnte sich Serena nicht recht vorstellen. Sie konnte sich ihre gute selige Mutter noch wohl denken, schneeweiß und blaß, wie sie im Sarge gelegen war, mit lauter, lauter schönen Blumen bekränzt. Edmund hatte seine Mutter auch früh verloren; in seines Vaters Zimmer hing ein schönes Bild, wie ein lichter Engel himmelan schwebt und noch Grüße herunterwinkt auf die Erde. So etwa dachte sie sich jetzt ihre Mutter; aber eine neue Mama auf der Erde, das war ihr nie eingefallen; sie vergaß es auch bald wieder und dachte nicht mehr daran.

An einem recht schönen Abend saß Serena im Garten mit Edmund auf der kleinen Weidenbank bei ihrem Gärtchen; oben in der Laube war die Tante und der Herr Pfarrer beisammen und freuten sich über die Kinder. Edmund hatte seine kleine Violine und spielte die Melodie eines schönen deutschen Liedes, die er erst gelernt:

Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Serena aber legte ihr Püppchen in einen Korb zur Ruhe, weil es bei den sanften Tönen so leicht einschlafen konnte. Da kam Sara herunter. „Hier ist ein eigener Brief an Sie, Miß.“ Das war vielleicht der erste Brief, den Serena erhielt; ihr Vater schrieb selten, gewöhnlich an die Tante, und schrieb dann noch herzliche Grüße für sein kleines Mädchen dazu; diesmal aber war der Brief für sie selbst!

Mit großer Freude und Begierde öffnete Serena den großen Brief, darin noch einer an die Tante war; aber sie wurde gar still, als sie ihn gelesen hatte. Sie ließ den Brief fallen und ließ ihr Köpfchen hängen und sagte kein Wort.

„Liebe Serena,“ schrieb ihr der Vater, „Du bist nun bald zehn Jahre, ein großes Mädchen, und es ist Zeit, daß Du Unterricht von guten Lehrern bekommst, wie sie hier in London zu finden sind. Du wirst auch eine Gouvernante bekommen, die Dich manches lehrt, was man auf dem Lande nicht lernt und nicht nöthig hat. Damit Du aber nicht mehr so allein bist, wenn Du wieder zu mir kommst, habe ich eine neue Mama heimgeführt, die gut für Dich sorgen wird.

Ich hoffe, Du wirst ihr ein gehorsames Kind sein. Meine liebe Frau, Deine neue Mutter, ist Wittwe gewesen und bringt zwei Söhne mit, Robert und Richard, so triffst Du doch gleich Spielkameraden daheim an.

„Deiner lieben Tante will ich selbst noch vielmal herzlich danken für all ihre Güte gegen Dich; Du bist ja so gesund und blühend bei ihr geworden, daß Du gewiß auch hier in London wohl bleiben wirst. Miß Martin, Deine neue Gouvernante, wird Dich in vierzehn Tagen auf der Station bei Eurem Dorf abholen.

„Wir freuen uns Alle, bis wir unser Töchterlein hier haben. Deine neue Mama grüßt Dich freundlich.“

Serena gab der Tante den Brief, der an sie eingeschlossen war und sagte kein Wort. Sie blieb auch ganz still, als die Tante dem Vater Edmunds mittheilte, was in dem Brief stand und daß sie nun ihr Töchterlein verlieren müsse; — sie sah nur, daß große Thränen aus Edmund's blinden Augen flossen und sie selbst wurde so traurig, daß sie fast nicht hätte sprechen können.

„Da werde ich recht allein sein," sagte endlich Edmund leise und betrübt. „Komm nur, lieber Edmund," sagte sein Vater freundlich; „Serena kommt morgen zu uns, heute reden wir nicht viel mehr davon." Und Edmund legte leise seine Violine in das Kästchen, sagte gute Nacht und ging an seines Vaters Hand dem Pfarrhaus zu.

„Tante," sagte Serena heftig, als Edmund fort war, „ich will nicht heim! ich bin so gern bei Dir, ich habe gar keine neue Mama nöthig! und Brüder brauche ich auch nicht! Ja, wenn es ein nettes kleines Brüderlein wäre! Aber das werden gleich so große, dicke Buben sein, die wollen nichts von mir; der Edmund hat mich viel nöthiger, wer soll ihn denn führen? Und in den kalten Hof daheim mag ich auch nicht wieder; bei Dir ist es viel schöner; — nein, ich gehe nicht!"

Die Tante ließ sie ruhig ausreden. Dann fragte sie nur: „Weißt Du noch das vierte Gebot, Serena?" „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren," sagte Serena etwas verlegen. „Aber weißt, Tante, das will ich ja; hier bei Dir will ich meinen Vater

so arg ehren, wie ich nur kann; ich möchte blos nicht nach London!“

„Ehrst Du denn Deinen Vater, wenn Du seinem Willen nicht folgst?“ fragte lächelnd die Tante, und Serena schwieg beschämt. „Liebes Kind,“ fuhr die Tante fort, indem sie dieselbe zu sich zog; „Du weißt selbst wohl, daß es Gottes Wille ist, daß Du Deinem Vater folgst. Alles, was der liebe Gott in Deinen Weg schickt, es mag Dir nun lieb sein oder nicht, das mußt Du ansehen wie einen Ruf: „Komm zu mir, mein Kind!“ und mußt dann suchen und sehen, daß der neue Weg, den Du gehen mußt, Dich näher zu Gott bringt, auch wenn er nicht angenehm aussieht.“

„Aber, Tante, daheim brauchen sie mich nicht, und Edmund hat mich so nöthig! und Du auch ein Bischen, Tante, nicht wahr?“ setzte sie schüchtern hinzu. „Ich kann ja doch die Tassen putzen und den Vogel füttern und den Staub abwischen; da hat die Sara doch viel zu schaffen, wenn sie das alles wieder allein thun muß!“

„Freilich,“ sagte die Tante und küßte sie auf die Stirn, und eine Thräne stand in ihren Augen. „Es

wird uns allen sehr fehlen um unser Töchterlein; aber es ist Deine Sache, liebes Kind, so zu sein, daß Du nöthig wirst daheim, daß sie sagen: „Gottlob, daß wir unsere liebe Serena haben!“ Probir es nur, wo man Liebe erzeigt recht von Herzen, da wird man auch nöthig.“

Die Tante hatte sehr recht. Aber traurig war Serena doch; sie glaubte, sie hätte gewiß genug von Edmund und seinem Vater lernen können und hätte keine Lehrer von London gebraucht. Die Kinder waren sehr betrübt, als sie zusammen noch all ihre lieben Spaziergänge aufsuchten. Edmund hatte jedoch früh gelernt, sein Herz in Gottes Willen ergeben; er tröstete Serena noch und half ihr geduldiger zu werden. Aber es war doch ein sehr trauriger Morgen, als Serena zum Abschied ihre Hand in die seine legte; als sie scheiden mußte von dem lieben schönen Hause, von ihrem Gärtchen, von allem, was ihr so lieb geworden war; sie meinte, sie könne in ihrem ganzen Leben nie mehr froh werden.

Miß Martin, die Gouvernante, die sie auf der Station traf, sah sehr steif, lang und gerade aus und wußte mit dem weinenden Mädchen nicht viel anzufangen, als daß sie ihr sagte, es sei unschicklich, auf der Eisenbahn zu weinen. Serena konnte aber doch lange nicht aufhören, bis sie ganz matt ihr Köpfchen zur Seite neigte und einschlief.

Die Reise war sehr lang und Serena todmüde, als sie am Abend des zweiten Tags endlich in London eintraf; sie wurde mit Miß Martin hinaufgeführt in's Speisezimmer, wo ihr Vater und die neue Mama am Tisch saßen. Ach, sie sah so ganz anders aus, als die liebe, selige Mama mit dem feinen, blassen Gesicht und in weißen Kleidern, wie Serena sie im Gedächtniß hatte! Es war eine stattliche, geputzte Dame; sie bot aber Serena sehr freundlich die Hand und sagte: „Nun, sei willkommen daheim, ich hoffe, daß Du gern bei uns sein wirst.“ Der Vater nahm sie in die Arme und küßte sie, was er sonst nie gethan hatte, und Serena meinte sogar, sie sehe eine Thräne in seinem Auge. Sie mußte sich setzen und Thee trinken mit den Eltern. In einer Ecke der Stube hörte sie

immer einen dumpfen Lärm, bis mit großem Gepolter der Lehnstuhl, der dort stand, umfiel und zwei krausköpfige Buben zum Vorschein kamen, die auf dem Boden herumpurzelten.

„Wie, Dick und Bob, schämt Euch," rief die Mutter; „geht gleich her und gebt Schwester Serena die Hand; die wird noch keine unartigen Schlingel gesehen haben, wie ihr seid."

„Ja, das ist wahr," hätte Serena beinahe gesagt, da sie noch Edmunds sanftes freundliches Wesen im Sinne hatte; aber es fiel ihr doch ein, daß das nicht sehr höflich wäre. So bot sie denn den neuen Brüdern, Robert und Richard, was nach englischer Sitte in Bob und Dick abgekürzt wurde, die Hand, die etwas für sich hinmurmelten und sich alsbald zurückzogen.

Auch Serena war froh, als man ihr das neue, sehr nette Zimmer zeigte, das sie und Miß Martin nun miteinander bewohnen sollten. Sie schlief bald ein und träumte von der Tante und von Edmund und ihrem Gärtchen, bis sie am Morgen mit

hellen Thränen aufwachte, als ihr einfiel, wie weit, weit sie sei von jener lieblichen Heimath.

Brief Serena's an ihre Tante.

„Ach, liebe Tante, das hätte ich gar nicht geglaubt, daß ich an Dich noch werde heimlich schreiben müssen! Aber, siehst Du, gestern habe ich an Edmund geschrieben und habe ihm alles gesagt, wie ich so traurig bin und wie ich das Heimweh nach Euch habe. Da hat Miß Martin meinen Brief gelesen und sagte, das sei ganz unpassend, wie ich geschrieben, sie wolle mir den Brief diktiren, wie ich schreiben müsse, und ich mußte anfangen: „Werthgeschätzter junger Freund!“ und das ist ja nichts. Edmund ist gar nicht mein junger Freund, ich bin über ein Jahr jünger als er, und so habe ich einen ganz steifen Brief schreiben müssen. Du wirst ihn ja sehen, liebe Tante, sag' nur dem Edmund, daß ich nichts dafür kann. An Dich will sie mir auch noch einen Brief diktiren, aber ich schreibe jetzt geschwind heute, wo sie ausgegangen ist, und der Laufjunge unten trägt ihn mir auf die Post, meinen Brief nemlich.

„O, liebe Tante, wenn ich doch wieder bei Dir wäre! Die neue Mama ist nicht bös gegen mich, gar nicht wie die Stiefmutter im Mährchen. Aber sie muß immer sehr viel Besuche machen, oder kommen Damen zu ihr, und ich esse oben im Lehrzimmer mit Miß Martin, und die belehrt mich an einem fort, und das ist so langweilig. Ich darf nicht mehr allein spielen im Hofgärtchen, wie vor drei Jahren; aber ich muß mit Miß Martin spazieren gehen, immer den nemlichen Weg, und immer sagt sie, ich soll aufrecht gehen und die Füße auswärts setzen und das ist auch so langweilig. Wenn ich doch nur ein einzigesmal wieder in meinem Gärtlein sein könnte, oder im Wald mit Edmund!

„Und die Buben! O, liebe Tante, wie sind doch die Buben so bös und so unartig, und so wild! Sie schreien und lärmen fortwährend und jagen die Katze im Haus herum, oder plagen den Hofhund, daß er heult; und gegen mich sind sie so grob und lachen mich aus und sagen, ich sei ein Paradiesvogel und eine Marzipanjungfer, weil ich nicht so wild sein kann wie sie, und wenn ich es der Miß Martin sage und

die klagt es der Mutter, so gibt sie ihnen wohl einen Puff, aber sie sagt dann doch: „Das kleine Mädchen kann aber auch gar nichts ertragen!“ und ich merke wohl, daß sie über mich ärgerlicher ist, als über ihre unartigen Buben.

„O, liebe Tante, wenn ich doch bei Dir wäre und bei Edmund! Ich muß alle Nacht weinen, wenn ich in mein Bett komme, und Miß Martin sagt, ich sei so verdrossen und undankbar. Nicht wahr, liebe Tante, bei Dir bin ich nicht verdrossen gewesen und auch nicht undankbar? Aber ich darf nicht mehr schreiben; sie hat mir ja noch eine französische Konjugation aufgegeben und ich muß so eilen, daß ich dem Laufburschen noch den Brief geben kann; Porto kann ich keines bezahlen. O, liebe Tante, wenn ich nur noch bei Dir wäre! und wenn jetzt noch ein Brief von mir kommt, der anfängt: „Hochverehrte Frau Tante!“ so glaub's nur nicht; es ist nicht wahr und der Brief ist dann nur dictirt. Der da aber gilt und ich grüße Dich von Herzen.

Deine betrübte
Serena.“

Die Tante an Serena.

„Ja, meine liebe Serena, das wäre freilich eine Freude, wenn Du noch bei uns sein könntest; wir denken viel an Dich. Sara thut es leid, daß sie kein Leibgericht mehr für Dich kochen kann; selbst unser Vögelein schaut oft aus seinem Käfig, als ob es Dich suchen wollte, und Deiner alten Großtante fehlt es recht um ihr Töchterlein. Weil es aber nicht sein sollte, so bitte ich Gott, daß es zu Deinem Heil und zu Deiner Eltern Freude sein möge, daß Du bei ihnen bist.

„Edmund ist vielleicht am meisten um Dich betrübt, aber er spricht nicht viel davon. Er sagte zu mir am zweiten Tag: „Ich kann meinem Vater nicht so viel Freude machen, wie ein gesunder Sohn, der helle Augen hat und geschickt und berühmt werden kann, da will ich ihn doch nicht betrüben mit meiner Traurigkeit.“ Und er spielt sein Klavier und singt so schön, daß Alle eine Freude haben; er flicht jetzt ein feines Körbchen, das Du bekommen sollst.

„Alle Morgen läßt er ein paar arme, kleine Knaben vom Dorf kommen, so lang ihre Eltern auf dem

Feld sind; denen erzählt er aus der Bibel und andre schöne Geschichten und lehrt sie Lieder; es sind freilich keine Gespielen für ihn, wie Serena war; aber sie haben ihn sehr lieb, und es ist so nett zu sehen, wie jeder der kleinen Bursche sich Mühe gibt, seinem blinden Lehrer eine kleine Freude zu machen; sie bringen ihm feine Weiden, Blumen und Obst, und sind ganz stolz und vergnügt, wenn sie ihn führen dürfen.

„Wie wär's, wenn auch meine liebe Serena versuchen würde, Andern eine Freude zu machen, statt daß sie so gar viel an alles denkt, was ihr fehlt? Wenn Deine Mama gut gegen Dich ist und nicht wie eine Stiefmutter, so sei auch Du ein gutes Kind und bringe ihr ein williges, freundliches Herz entgegen. Deine liebe, selige Mutter war krank und darum immer bei Dir; eine gesunde, junge Frau lebt anders. Je mehr Du Dir Mühe gibst, ein gutes, freundliches Kind zu sein für Deine Eltern auf Erden, desto gewisser kommst Du einst zu Deiner seligen Mutter im Himmel.

„Bitte Miß Martin, daß sie Dich lehrt eine hübsche Arbeit zu machen für Deine Mama; so sieht sie doch, daß Du den guten Willen hast, ihr Freude

zu machen, und laß Dir's nicht entleidet sein, wenn Miß Martin Dich belehrt; wenn sie Dich aufrecht gehen heißt und die Füße auswärts setzen, so thu es nur. Deine alte Tante hat manches nicht gesehen, was doch nöthig ist für ein gut erzogenes Mädchen.

„Ein paar gesunde, starke Buben, wie Deine Brüder, werden freilich wilder und wohl auch unartiger sein, als unser Edmund, den der liebe Gott so früh schon besonders in seine Schule genommen hat; aber versuche, wenn Du ihnen freundlich und gefällig bist, ob sie nicht auch freundlicher werden; und vor allem, liebes Kind, bitte Gott um ein liebevolles Herz, daß Du gern und von Herzen thun kannst, was Du ihnen zu lieb thust. Gib Du Acht, der Bob und der Dick sind am Ende nicht so schlimm und Du wirst noch gut Freund mit ihnen werden.

„Was mir aber am meisten am Herzen liegt, liebste Serena, das ist, daß Du offen und wahrhaftig bleibst in allem, bis auf den innersten Grund Deiner Seele; nichts Verstecktes, liebes Kind, auch wenn es unschuldig scheint! Schreibe mir nie mehr heimlich, auch an Edmund nicht; Dein Herz verstehe ich doch,

auch wenn Du mich eine „verehrte Frau Tante“ heißt. Du weißt nicht, welch köstliches Gut es ist, wenn man jedem Menschen mit klarem Auge in's Gesicht sehen kann. Wer sich angewöhnt, etwas Heimliches und Verstecktes zu haben, der ist am Ende gegen den lieben Gott und gegen sich selbst nicht mehr wahrhaftig; davor behüte Dich der Herr.

„Denkst Du daran, liebes Kind, wie Du nicht hast lesen lernen wollen? Wie bist Du seither so oft froh gewesen, daß Du es gelernt hast. Daß Du nun aus unsrem stillen, friedlichen Leben in eine andere Welt gekommen bist, das ist auch eine Schule; darin sollst Du lernen, Andern in Liebe zu dienen und ein freundliches und friedliches Herz bewahren, auch wo das schwer scheint.

„Gott sei mit Dir, mein liebes Mädchen; versuch's einmal, besinne Dich zuerst, nicht auf das, was Dir jetzt lieb wäre, sondern was Du den Deinen zu liebe thun kannst. Sei fröhlich und zufrieden und behalte lieb

Deine

alte Tante.

N.S. Edmund hat Deinen Brief erhalten und sich doch daran gefreut, wenn er auch weiß, daß Du allein anders geschrieben hättest. Mit seiner kleinen Druckerei hat er jetzt gelernt, Worte zusammenzusetzen, und er will bald einen Brief an Dich drucken."

Serena fühlte wohl, daß die Tante recht hatte. Es kam ihr auch alles gar leicht zu erfüllen vor; sie wollte nun auf einmal friedlich und glücklich leben mit Jedermann und durch lauter Liebe und Freundlichkeit das Herz der wilden Brüder gewinnen. — Aber es ging nicht so von selbst, wie sie gedacht, und wenn die Buben sie auslachten mit den kleinen Freundlichkeiten, die sie ihnen erzeigen wollte, und sagten: „O, jetzt stellt sie sich nur so brav, daß man sie loben soll und uns zanken!" oder wenn sie die Katze in ihr Stübchen sperrten, daß sie ihre Blumenstöcke umwarf und ihre Sachen verderbte, dann wurde sie auch wieder böse und heftig; und wenn die Buben schrieen: „So, jetzt ist's aus mit ihrer Artigkeit; sehet, jetzt ist sie wieder zornig!" dann weinte sie bitterlich und hatte Heimweh nach dem sanften Edmund und nach der Tante.

Aber die Tante hatte gesagt, sie solle Gott bitten um ein liebevolles geduldiges Herz. Das wollte sie nun doch versuchen; sie sah, daß sie allein es nicht zu Stande brachte, ihre guten Vorsätze zu erfüllen.

Der Mama, die in letzter Zeit oft nicht recht gesund war, wurde es selbst zu viel mit den wilden Burschen. Man schickte sie einem Lehrer in der Nachbarschaft; dort blieben sie die ganze Woche und kamen nur an Sonn- und Feiertagen nach Haus. So wurde es denn ruhiger im Haus und Serena gewöhnte sich mehr an die Lehrstunden und an die steifen Spaziergänge mit Miß Martin; nur einmal in ihrem Leben, dachte sie, möchte sie noch der Tante Landhaus sehen und das schöne, frische, grüne, weite Land!

Einmal war Miß Martin unwohl und Serena durfte in ihrer Erholungszeit wieder hinunter in das alte Hofgärtchen, wo sie sonst so oft mit ihrer Puppe gesessen. Sie nahm ein Buch mit und setzte sich auf das steinerne Bänkchen; von da sah man gerade hin-

über an die Schule, die Robert und Richard besuchten. Eben klopfte es drüben an's Fenster, es war eine Pause; Robert schaute herüber und winkte ihr mit aller Macht. Serena war in großer Noth; sie war so ängstlich, der Schule näher zu gehen, wo sich so viel wilde Knaben umtrieben, und doch fürchtete sie sich wieder, den Brüdern etwas zu verweigern.

Die andern Knaben spielten auf der hintern Seite des Hauses. Ganz ängstlich, mit Zittern und mit Zagen trat sie näher. Robert ließ ein Briefchen an einem Faden herunter. Serena nahm es mit klopfendem Herzen und setzte sich auf einen Stein, um es zu lesen; sie war so gar nicht an solches Heimlichthun gewöhnt, und es war auch noch Geld in dem Briefe! Was stand darin?

„Liebe Serena!" — nun, das war verwunderlich, daß der grobe Bob so freundlich schrieb! — „Wir möchten gern in unsrer Klasse unten einen feuerspeienden Berg mit Pulver machen; aber der Herr Rektor erlaubt nicht, daß wir Pulver haben und wir dürfen nicht ausgehen. Da ist Geld, Du willst ja immer so gefällig sein; hole uns gleich Pulver bei dem Kaufmann an der Ecke und

binde es an die Schnur. Wenn Du schnell gehst, so reicht es noch, und ich bin dann

Dein getreuer Bruder,

Robert."

Ach, wie gern hätte Serena den Buben einen Gefallen gethan! Aber sie fühlte und wußte gleich, daß das, was sie wollten, nicht recht sei. Der Vater selbst hatte oft gesagt, es sei so sehr gefährlich, mit Pulver zu spielen und man sollte es gar nie Kindern ohne Aufsicht in der Hand lassen. Und doch wußte sie, wie bös die Knaben über sie sein würden; aber sie mußte thun, was recht war. Robert sah noch zum Fenster heraus, Serena schüttelte traurig ihr Köpfchen; sie knüpfte rasch das Papier mit dem Geld wieder an die Schnur und wendete sich dann ab, damit sie das böse Gesicht Roberts nicht sehen konnte. Sie war ganz traurig; hatte sie doch gethan, was recht war, und sollte sich jetzt die Brüder verfeindet haben!

Ja, das war freilich ein betrübter Sonntag, als Bob und Dick heimkamen! Sonst waren sie an dem einzigen Tag freundlicher gewesen als gewöhnlich und

hatten gern mit ihr gespielt; jetzt machten sie gräuliche Gesichter und redeten kein einziges Wort mit ihr. Wenn sie versuchte, freundlich zu sein oder ihnen einen kleinen Dienst zu thun, so drehten sie ihr den Rücken und sprachen zusammen ganz laut von „falschen, scheinheiligen Dingern, die sich nur gut anstellen.“ Die Mutter kam nicht viel in die Kinderstube und bemerkte es nicht, und Serena wollte nicht klagen.

Aber recht betrübt war ihr kleines Herz, als sie an diesem Abend zu Bette ging. Sie hatte sonst wohl gedacht, Sorgen seien nur etwas für alte, große Leute; jetzt aber wußte sie auf einmal, was Sorgen sind. Sie wollte doch so gern mit Jedermann gut und freundlich leben und nun hatte sie den Haß der Brüder auf sich geladen, und sie durfte es keinem Menschen sagen, sonst hätten sie sie erst recht für eine Angeberin gehalten. Ganz in Thränen schlief sie ein; aber sie hatte doch nicht vergessen, auch dieses junge Herzeleid dem lieben Gott zu vertrauen und ihn um Hilfe zu bitten.

Sie wachte früh auf am andern Morgen. Miß Martin schlief noch und auch Serena blieb eine Weile

behaglich liegen und schaute die schöne Schweizerlandschaft auf dem gemalten Fensterrouleau an. Ihre Thränen hatte der gesunde Schlaf getrocknet, aber ihre Sorgen hatte sie doch nicht vergessen. Da — kam ihr auf einmal ein ganz guter Gedanke; ja, das mußte gehen! Ganz vergnügt wurde sie über ihren glücklichen Einfall, und begann so rasch, sich anzukleiden, daß Miß Martin verwundert aufschaute, denn sonst stand Serena zwar folgsam auf, wenn sie ihr rief, aber nicht gerade mit besonderem Vergnügen. Sie fand immer ihr Bett gerade am besten und schönsten, wenn sie es verlassen mußte.

Die Knaben kamen noch zum Frühstück in's Lernzimmer herauf, ehe sie wieder in ihre Schule einrückten. Sie bemühten sich auf's Neue, ihre Verachtung gegen die arme, kleine Schwester auf die großartigste Weise an den Tag zu legen. Diese ließ sich's diesmal nicht so kümmern, gab sich auch nicht mehr besondre Mühe, sie zu versöhnen; sie war ganz beschäftigt mit ihrem neuen Plan. Beim Gehen verabschiedeten sich die Brüder viel höflicher als sonst von Miß Martin; an Serena aber, die ihnen die Hand bot, gingen sie trotzig

vorüber, ohne ein Wort zu sagen, so daß die Gouvernante verwundert fragte: „Was haben denn die Bursche? hast Du Streit mit ihnen gehabt?“ Serena hatte noch eine Thräne im Auge, aber sie sagte leicht: „O, sie werden schon wieder gut werden!“ und ging rasch an die Arbeit, damit Miß Martin nicht weiter fragen sollte.

Es traf sich glücklich, daß gerade heute der Vater nicht ausging, sondern unten in seinem Zimmer arbeitete. Um elf Uhr, wo Serena's Freistunde war, klopfte es ganz leise an seine Thür. „Herein!“ rief er und war verwundert, als sein Töchterlein eintrat, ganz schüchtern, denn sie war in ihrem Leben nie in Papa's Arbeitszimmer gekommen. Dem Vater war das sanfte, stille Kind, das ihn noch nie betrübt hatte, lieber als er sagen und zeigen konnte. „Nun, was will mein Töchterlein?“ fragte er freundlich; „wie, komm näher, Kleine!“

„Papa,“ sagte Serena, immer noch ängstlich, „ich habe eine große Bitte, willst Du sie erfüllen?“

„Gern, mein Kind, nur nicht, wenn Du wieder fort willst auf's Land und in die weite Welt.“

Fast wären Serena die Thränen gekommen, wenn

sie dachte, wie schön es wäre, wieder einmal auf's Land zu kommen; aber sie nahm sich zusammen und sagte: „Nicht wahr, Papa, übermorgen feiert man die Pulververschwörung?“

„Na, die Pulververschwörung feiert man gerade nicht,“ sagte lächelnd der Vater; „aber man feiert den Tag, wo durch die Entdeckung der Pulververschwörung ein schweres Unglück abgewendet worden ist.“

„Papa, nicht wahr, man brennt manchmal dem Tag zu Ehren schönes Feuerwerk ab?“ fuhr Serena herzhafter fort; „Papa, möchtest Du nicht in unsrem Hofgärtchen ein kleines Feuerwerk anstellen? Dick und Bob hätten so große Freude daran, sie haben noch nie eines gesehen und dürfen in der Schule nicht mit Pulver spielen.“

„Ei, sieh da, wie üppig mein Töchterlein ist!“ sagte gutgelaunt der Vater, „will sie gar ein eignes Feuerwerk im Haus! Nun, gedulde Dich nur, wir wollen sehen!“

„Aber gar niemand vorher davon sagen, Papa!“ bat Serena ganz vergnügt, da sie wohl merkte, daß der Vater es thun werde.

„Bewahre, keiner Seele!“ versicherte dieser, und Serena eilte getröstet zu ihren Lectionen zurück.

Der Tag der Pulververschwörung ist ein freier Tag in allen Schulen in England; auch Bob und Dick waren daheim, aber keineswegs liebenswürdig; recht langweilig und brummig trieben sie sich im Spielzimmer herum. „Henry Merlon darf heute mit einer rechten Pistole schießen,“ erzählten sie sich, „und Edward Braun läßt zwei Raketen los, und wir, wir dürfen nicht einmal reden von Pulver! Das scheinheilige Ding, die Serena, hat's gewiß dem Vater gesagt, daß wir haben kaufen wollen; wenn man ihr nur auch einen rechten Possen thun könnte!“ Serena ertrug ihre finstern Gesichter ganz geduldig und freute sich nur auf den Abend.

Die Kinder durften diesmal mit den Eltern essen. Alle waren verwundert, als nach Tisch, wie es schon dunkel war, der Vater sagte: „Kommt, wir wollen ein wenig in das Gärtchen hinuntergehen; zieh Dich warm

an, liebe Frau, es wird kühl.“ Das war unerhört, daß der Vater in's Gärtchen ging, und dazu noch Abends! Die Buben brummten vor sich hin: „Das ist jetzt ein rechtes Vergnügen, daß die ganze Familie in dem kleinen Winkel da drunten 'rumspazieren soll.“ Unten aber stand der alte Diener mit einer Laterne und allerlei geheimnißvollen Anstalten beschäftigt; nahe dem Haus waren Sitze, auf denen sich die Familie erwartungsvoll niederließ. Zsch! zsch! da stiegen drei prachtvolle Raketen pfeilgerade, hoch, hoch an den dunkelblauen Himmel hinauf und fielen in glänzenden Sternchen von allen Farben wieder herunter; und ehe noch das vielstimmige bewundernde „Ah!“ verklungen war, stiegen ganz leise, strahlende Kugeln, rothe, blaue, grüne, aus romanischen Lichtern empor, und als die verglüht waren, drehten sich prächtige Feuerräder und warfen schimmernde Funken nach allen Seiten; dann stiegen Schwärmer wie feurige Schlangen, stille Leuchtkugeln, bengalische Feuer. Die Jungen waren ganz außer sich vor Verwunderung und Vergnügen, sie jauchzten und schlugen Purzelbäume; in der ganzen Nachbarschaft schaute alles zu den Fenstern heraus, und

es erhöhte den Stolz und die Freude der Knaben nicht wenig, daß ihr Feuerwerk von der ganzen Nachbarschaft bewundert wurde.

Ein Schwärmerkasten, der mit ganz ungeheurem Gepraſſel ſeine feurigen Schlangen nach allen Seiten hinaus ſchleuderte, ſteigerte das allgemeine Vergnügen auf's Höchſte und bildete den Schluß der Feierlichkeit. „Aber das war ſchön!“ riefen die Knaben in vollem Jubel; es fiel ihnen ſogar ein, aus freien Stücken hinzuzuſetzen: „Danke, Papa.“ „Wie iſt Dir's denn eingefallen?“ fragte die Mutter, auch vergnügt über die Freude ihrer Jungen. „Iſt mir gar nicht eingefallen,“ ſagte der Vater; „da, bedankt euch bei der Serena! die hat mir keine Ruh gelaſſen, bis ich ihr verſprochen, ihren galanten Brüdern eine Freude zum Feiertag zu machen.“

„Iſt's wahr?“ rief Richard verwundert; „nun, ſo iſt ſie doch brav und hat ſich nicht nur ſo geſtellt!“

„Komm her, Serena,“ ſchrie Bob, „gib mir einen Patſch, Du biſt ein famoſer Kerl!“ Serena mußte lachen, daß ſie ein famoſer Kerl ſei. Die Mutter ſtreichelte ihren blonden Scheitel und ſagte freundlich:

„Das ist nett, Kleine, daß Du daran denkst, Deinen Brüdern eine Freude zu verschaffen; sie haben's nicht um Dich verdient."

Heute Abend war große Eintracht in dem kleinen Reich der Kinderstube und die Kinder spielten höchst vergnügt zusammen. Serena vergaß nicht, ehe sie einschlief, dem lieben Gott zu danken, daß er ihr geholfen, ihre Betrübniß so in Freude zu verkehren.

Gar zu lang dauerte nun freilich die Dankbarkeit der Brüder nicht; sie fingen bald wieder an, sie zu necken und zu plagen; doch wurden sie nie mehr so ganz unartig gegen sie.

Serena nahm sich's aber auch nicht mehr so zu Herzen; denn sie hatte eine andre große Freude erlebt: — ein niedliches kleines Brüderchen lag auf schneeweißen Kissen im Zimmer der Mama drunten und schlief mit seinem runden Köpfchen und machte manchmal seine verschlafnen Aeuglein auf; die waren so blau wie Serena's Augen und wie die der seligen Mutter, und die neue Mama hatte doch braune Augen! Serena

war unbeschreiblich glücklich; sie schrieb einen langen Brief an Edmund, wo sie das Brüderlein schilderte, wie es seine ganz kleinen, weichen Händchen hinauf legte neben das Köpflein, wenn es schlief, und gar nicht viel schrie, und wie sie es manchmal tragen dürfe; mit höchstem Glück berichtete sie nach vier Wochen, daß es nun zum erstenmal gelacht habe, und gerade gegen sie, und wie es sie bald kennen werde, und wie man es Eduard getauft, was fast laute wie Edmund. — Das Brüderlein war eine unerschöpfliche Quelle der Freuden für sie, so daß sie sich seitdem viel weniger um den groben Bob und Dick bekümmerte.

Nur durfte sie sich gar selten des kleinen Eduards erfreuen; — Miß Martin sah die Besuche in der Kinderstube nicht gern. „Du lernst Dich schlecht ausdrücken unter den Dienstboten," sagte sie; „Du darfst ja hinunter in's Speisezimmer, wenn der Kleine zu Papa und Mama nach Tisch heraufgebracht wird, und wenn er größer ist, so darf er herauf in's Lehrzimmer kommen."

„Wenn er größer ist!" Ach, das ging erstaunlich langsam; es schien Serena, als sei es nicht zu

erwarten, und wenn sie im Lehrzimmer saß so allein mit Miß Martin, und hatte eine Lehrstunde um die andre, und sie hörte im Hofgärtchen drunten den Kleinen lachen und jauchzen, dann konnte sie's oft fast nicht mehr aushalten; — aber die erste Lehrstunde bei der Tante fiel ihr ein und die sanfte Stimme, die ihr gesagt hatte: „Liebes Kind, wenn Du zu Gottes Freude und zum Segen für Andere aufwachsen willst, so mußt Du lernen Dein eigen Herz bezwingen, auch wenn Dir's sauer wird.“ Und sie lernte das, selbst wenn sie allein war und ihr Herz sie noch so sehr trieb, zu dem Kleinen zu springen; und es that ihr doch wohl, wenn Miß Martin sagte: „Ich weiß, Serena, daß ich mich auf Dich verlassen darf;“ und sie war um so vergnügter, wenn sie zum Brüderlein durfte.

Die guten, treuen Briefe der Großtante machten ihr immer wieder guten Muth und ein freudiges Herz, auch im Kleinen um Gottes Hilfe zu bitten. Die gute Tante schrieb aber oft recht müde und meinte, sie werde vielleicht ihre liebe Serena auf Erden nicht mehr sehen. Da wollte Serena so gern ihr etwas Fröhliches schreiben, damit sie heiterer würde; so besann sie sich

auf alles Gute und Freundliche aus ihrem Leben, und es fiel ihr immer etwas ein, besonders von dem Brüderlein: wie es endlich aufrecht sitzen und auf dem Boden herumkrappeln, auf seinen Füßchen stehen konnte; auch kannte sie der Kleine bald, obgleich sie nicht oft bei ihm sein durfte. Er nannte sie „Nena", als er endlich ein wenig sprechen lernte, und er hatte Nena gesagt, so bald als Papa und Mama. Serena war ganz stolz und glücklich, wenn sie einmal den Kleinen ein wenig in's Hofgärtchen nehmen durfte; es kam ihr gar nicht mehr so trübselig vor.

Vater und Mutter hatten eine Reise angetreten, von der sie erst in acht Tagen zurückkehren sollten. Dick und Bob sollten indeß ganz beim Rector bleiben. Miß Martin war ausgegangen, um eine Schwester zu besuchen und hatte Serena viel und große Aufgaben gegeben, die sie fertig machen sollte; — sie saß so ganz, ganz allein in dem stillen, düstern Lehrzimmer; es war wie in den einsamen Zeiten nach der Mama Tod.

Da hörte sie etwas draußen auf dem Gang gehen oder rutschen; ein leises Stimmchen rief „Nena!“ Ach, das war ja der kleine Eduard, der von der weiten Kinderstube her ganz allein gekrabbelt kam und von selbst ihre Stube gefunden hatte.

Nun, das war ein Jubel, und was für ein Wunder, daß das Brüderlein so talentvoll war und allein ihre Stube fand! Sie freute sich schon, das der Tante und Edmund zu schreiben und sprang indeß hinaus und trug den kleinen, dicken Kerl mit tausend Freuden herein. Miß Martin mußte diesmal doch Nachsicht haben, wenn auch nicht alle Aufgaben fertig waren.

Aber der Kleine war nicht lustig wie sonst, wo er fortwährend laut auflachte und jauchzte, wenn die Schwester mit ihm spielte; er blieb auf ihrem Schoß sitzen, schlang seine kleinen Händchen fest um sie und lehnte sein heißes Köpfchen an ihre Seite.

„Wo ist der Kleine, Miß Serena?“ rief die Köchin, die in hellem Schreck hereineilte, „da hat das leichtsinnige Ding, die Betty, das Kind wieder allein gelassen! das gibt gewiß noch ein Unglück! Erst gestern

Doch rief er immer nach „Nena“ und streckte sein heißes Händchen nach ihr.

ist sie mit dem Kind in ihrer Base Haus gewesen und dort sind die Blattern!“

„O still, Margret!“ bat Serena leise, „der Kleine ist so müd; da fühlen Sie her, wie heiß sein Köpfchen ist; er ist gewiß krank.“ „Freilich ist er krank!“ schrie die Köchin jetzt wieder mit aller Macht; „da in dem Köpfchen klopft's ja wie in einer Schmiede! Hab's doch gesagt; — Betty, hab' ich gesagt, wenn das Kind nicht die Blattern erbt, wo doch der Schneidersjung in Ihrer Base Haus schwarz voll ist mit Blattern, so will ich Madel heißen, hab' ich gesagt, und Madel ist doch gewiß ein garstiger Name.“

Serena aber war's eins, ob die Köchin Madel hieß oder nicht, sie bat sie nur flehentlich, sie möchte den Doktor holen; sie wußte sich nicht zu rathen mit dem kranken Kind, dessen Köpfchen immer heißer und röther wurde. Mühsam trug sie ihn hinüber in die Kinderstube, kleidete ihn aus und legte ihn in sein Bettchen, so lang die Köchin nach dem Doktor sprang. Der Kleine sah ganz betrübt aus; doch hielt er mit seinem heißen Händchen ihre Hand fest und sagte nur ganz leise und müd: „Rena!“

Endlich kam die Köchin wieder, streckte aber nur vorsichtig den Kopf zur Thür herein und rief: „Der Doktor kommt, Sie sollen gleich geschwind heraus kommen zur Miß Martin.“ Ungern machte Serena ihre Hand los und ging hinaus, wo sie Miß Martin in großer Aufregung traf. „Kind, das ist eine böse Sache,“ sagte sie, „allem nach hat Dein kleiner Bruder die Blattern und das ist die allerschlimmste Krankheit; mein eigner Bruder ist daran gestorben. Geh ja nicht mehr hinein zu dem Kind. Die Köchin sagt, daß der Arzt gleich kommen werde, der wird auch eine Wärterin mitbringen. Wir wollen indeß Deine Sachen unten rüsten; ich nehme Dich sogleich mit mir zu meiner Schwester, die Gefahr der Ansteckung ist so groß.“ Da hörte man von drinnen ein leises Weinen und ein klägliches Stimmchen „Nena!“ rufen.

„Liebe Miß Martin,“ sagte Serena eilig, „ich gehe gewiß nicht fort von meinem Brüderlein; der liebe Gott wird mir schon helfen,“ und sie eilte zurück zu dem weinenden Kind.

Bei Miß Martin war die Furcht vor Ansteckung so groß, daß sie sich nicht mehr in's Zimmer getraute;

sie packte ihre Kleider zusammen und sagte dann dem Doktor, den sie im Gang traf, daß sie nicht wage, sich dieser furchtbaren Krankheit auszusetzen. „Bitte, Herr Doktor, schicken Sie mir gleich das eigensinnige kleine Mädchen nach; die Köchin weiß die Wohnung meiner Schwester, und senden Sie sogleich eine gute Wärterin für den Kleinen, ich bin so in Sorge."

Der Doktor, der gute Herr Smith, der Serena einst zu ihrer Tante begleitet hatte, sagte bedächtlich: „Wir wollen sehen," und trat ein zu dem kranken Kind. „Ja, da sieht's bedenklich aus," sagte er, als er den Kleinen untersucht hatte; „die Blattern werden demnächst ausbrechen; mach, daß Du fort kommst, Kleine, ich will gleich eine Wärterin schicken."

„Ich gehe nicht, lieber Herr Doktor," sagte Serena sehr bestimmt und stellte sich ganz entschlossen vor ihn hin; „ich lasse mein Brüderlein nicht allein."

„Nun, das ist ja nicht nöthig; das große Weibsbild, die Köchin, soll auf den Platz, oder die Kindsmagd;" und er ging hinaus und rief der Margret. „Ja, sehen Sie, Herr Doktor," sagte diese, „die Betty geht nicht mehr her aus lauter Angst, weil sie Schuld

ist an der Krankheit, und ich wollte gern alles thun, du lieber Gott, was habe ich schon Kranke verpflegt! Leute, die schon gestorben waren! Aber Blattern, sehen Sie, das kann ich nicht! wäre ja mein Lebtag verschimpfirt, wenn ich so ein blatternarbiges Gesicht bekäme, als ob man mich mit Erbsen gedroschen hätte! Nein, Herr Doktor! Aus christlicher Gesinnung will ich noch im Haus bleiben, damit doch jemand kocht und nach dem Rechten sieht; aber hineingehen, das thue ich nicht, eine rechtschaffene Person muß nach sich selber sehen! Es thut auch dem Kleinen nichts, wenn er allein bleibt, bis die Wärterin kommt; er liegt ja in seinem Bettchen und ich gebe schon acht!"

Der Doktor kam nachdenklich wieder herein. „Kleine, Du solltest doch fort," meinte er; „es ist eine böse Krankheit und so sehr ansteckend! Komm sogleich mit mir zu Deiner Gouvernante, die Wärterin kommt bald."

„Lieber Herr Doktor," sagte Serena und blickte ihn zutraulich an mit ihren großen blauen Augen; „ich gehe nicht fort von meinem Brüderlein, wenn niemand bei ihm ist. Schicken Sie mir nur Arznei,

daß er gesund wird; für mich wird schon der liebe Gott sorgen."

Die Augen des Doktors wurden feucht. „In Gottes Namen, Kind," sagte er; „ich kann nicht bleiben, aber ich schicke Dir gleich Arznei und einen Trank, den Du dem Kleinen geben darfst. Wenn Du ihm die Arznei gibst, so gib Acht, daß er Dich nicht anhaucht, und sonst gehe nicht zu nah zu ihm; die Wärterin wird bald kommen. Dann gehst Du gleich fort, die Köchin kann Dich begleiten; Du weißt nicht, Kind, was die Blattern sind."

So blieb denn Serena ganz allein mit dem kranken Kind. Es lag in großer Hitze und konnte kaum die Aeuglein aufthun; doch rief er immer noch „Nena" und streckte sein heißes Händchen nach ihr; sie konnte nicht so genau befolgen, was der Doktor ihr gesagt. Der Apothekerjunge kam und brachte Arznei und einen Trank, den das arme Kind begierig einschlürfte; dann wurde es dunkel und sie war wieder allein, ganz allein. Es wollte ihr graulich werden; aber ihr war, als hörte sie innerlich sagen: „Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir," und sie setzte sich getrost wieder an's Bettchen.

Bald klopfte es. „Da kommt die Wärterin,“ schrie Margret durch's Vorzimmer herein; „und da will ich Thee und Butterbrod hinstellen, Miß Serena; dann gehn Sie in Ihr Bett und morgen können Sie fort.“

Die Wärterin war eine gute, freundliche, dicke Frau, die gleich alles recht verständig ordnete in dem Krankenzimmer; aber das kranke Kind schrie furchtbar, wenn ihm die fremde Person nahe kam, und wollte die Arznei nicht nehmen. So war die Wärterin am Ende selbst froh, daß Serena noch da blieb, weil der Kleine immer ruhig wurde, wenn sie an sein Bettchen kam. Gegen Morgen wurde er still; die übermüdete Serena war auf ihrem Stuhl eingeschlafen und die Wärterin trug sie sanft hinunter in ihr Bett.

Nach acht Tagen waren die Eltern wieder zurück. Der kleine Eduard, bei dem die Krankheit nicht so heftig ausgebrochen, war schon wieder besser, so daß die Mutter mit ihm und der Wärterin auf's Land gehen durfte, wo gesundere Luft war, in der sich das Kind erholen sollte. Serena aber lag schwer krank

bedeckt mit Blattern in großer Fieberhitze. Allein war sie nicht. Herr Smith, der Arzt, kam zu ihr, so oft er nur konnte und hatte eine sehr gute, besorgte Wärterin gebracht. Selbst Margret, die Köchin, wagte sich zwar nicht in's Zimmer, aber sie brachte alle Arten guter, kühlender Getränke und Speisen vor ihre Thür und war äußerst bekümmert um sie. „Ich sag' Ihnen," versicherte sie den Doktor, „unsre Kleine ist mehr als brav, und ich gäbe lieber sechs so dickköpfige Buben her, wie unsern Dick und Bob, als daß die uns sterben sollte!"

Sterben sollte Serena nicht, aber sie hatte lange, trübe Tage in großer Hitze und Schmerzen. Oft wußte sie gar nichts von sich, oder hatte sie recht schwere Träume; oft aber hörte sie wieder die tröstende Stimme in sich, die sagte: „Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir." Ihr Vater war im Hause geblieben; er kam manchmal ganz in der Stille und setzte sich an das Bett des Kindes. Serena war so wenig gewöhnt, um ihn zu sein; da that es ihr unbeschreiblich wohl, daß er so besorgt um sie war, wenn sie ihn in hellen Augenblicken erkannte.

Eines Morgens aber sagte sie zur Wärterin: „O, Frau Millner, bitte, ziehen Sie die Rouleaux auf, es ist ja so Nacht.“ „Es ist längst heller Tag, Miß,“ sagte die Wärterin, und blickte besorgt nach ihr hinüber. „Dann bin ich ja blind!“ schrie Serena laut auf, „ich sehe gar nichts; o, und die Augen thun mir weh!“ „O, bitte, bleiben Sie doch ruhig,“ bat Frau Millner; „rühren Sie ja die Augen nicht an!“ Aber Serena fand es schwer, geduldig zu sein; es kam ihr ganz entsetzlich vor, blind zu bleiben; sie glaubte, sie müsse mit Gewalt ihre Augen aufreißen. Blind! Nacht, immer Nacht! das war gräßlich. Da fiel ihr Edmund ein, der so lange kein Tageslicht mehr gesehen und der doch so geduldig war, und so sanft und fröhlich, und sie schämte sich ihrer Ungeduld. Bei der Tante hatte sie viel Bibelsprüche lernen müssen und sie hatte es damals nicht immer gern gethan. „Tante, das kommt mir unnöthig vor,“ hatte sie mit großer Weisheit versichert; „ich habe ja eine Bibel und kann darin lesen, so oft ich will; warum soll ich denn die Sprüche auswendig lernen?“ „Thu es einstweilen, weil ich es will,“ hatte die Tante gesagt; „warum Du

es gethan hast, das wirst Du vielleicht später besser verstehen.“ Jetzt konnte sie nicht lesen; aber so viele der Sprüche, die sie damals gedankenlos gelernt hatte, weil sie von Leiden nichts wußte, — die kamen ihr jetzt zu Sinn. „Alles, was Dir widerfährt, das leide und sei geduldig in allerlei Trübsal.“ „Fürchte Dich vor keinem, das Du leiden wirst.“ Alle diese tröstlichen Worte thaten ihr jetzt wohl im innersten Herzen und sie lernte allmählich geduldig sein, auch wenn sie blind bleiben müßte. Und Edmund! was würde der sagen, wenn er wüßte, daß sie blind sei! Sie konnte ihn ja nicht mehr führen und ihm nicht vorlesen! Man hatte ihr ein seidnes Tuch über die Augen gebunden und das Zimmer dunkel gemacht; da war es Nacht, ganz Nacht. Sie hatte niemand, der ihr vorlesen konnte. Aber ihr Vater kam öfter als zuvor zu ihr; so still er sonst war, er hätte jetzt gern etwas gethan, um sein Töchterlein zu unterhalten. Da fing er an, ihr zu erzählen von seiner Kinderzeit, von seiner Mutter, die eine arme Pfarrwittwe gewesen, von seinen Brüdern und von ihrer dürftigen, fröhlichen

Jugendzeit und Kindheit auf dem Lande, und wie Gott später seinen Fleiß gesegnet und ihn zum wohlhabenden Mann gemacht habe; „aber was Gott gegeben, das kann er auch wieder nehmen," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu; „es sind bedenkliche Zeiten für einen Kaufmann, Kind!" Diesen Seufzer verstand nun Serena nicht; es freute sie nur, so viel vom Vater zu erfahren, was sie nie zuvor gewußt, und er selbst wurde oft ganz heiter dabei.

Eines Morgens, als der Doktor und der Vater bei ihr waren, sagte sie zu diesem: „Lieber Vater, wolltest Du nicht der Tante schreiben, wie es mir geht und sie bitten, Edmund zu sagen, ich sei nun auch ganz blind und könne ihn nicht mehr führen? aber ich habe gelernt, geduldig zu sein, auch wenn ich blind bleibe."

„Ist gar nicht nöthig," fiel der Doktor ein; „unsre kleine Miß braucht keine so herzbrechende Botschaft zu senden, sie wird ihren blinden Kameraden noch führen können, so oft sie will." Und sachte nahm er das Tuch von ihren Augen; in dem halbverdunkelten Raum konnte sie doch deutlich ihren Vater erken-

nen, der sich besorgt und freundlich über ihr Bett herbeugte.

„Ich sehe! o Gott Lob und Dank, ich sehe!“ rief sie glückselig. „O Vater, schreib' jetzt nur der Tante, daß ich sehen kann; aber geduldig will ich doch sein.“ Und still und zufrieden legte sie sich zurück und ließ sich die Augen wieder verbinden.

Serena wurde wieder gesund. Der Vater selbst führte sie in das Haus in einer Vorstadt, wo die Mutter mit dem Kleinen war; auch Richard und Robert durften ihre Ferienzeit dort zubringen. Es war Serena bange, bis sie Alle wieder sah; denn als sie nach ihrer Krankheit zum erstenmal in den Spiegel gesehen, hatte sie sich fast selbst nicht mehr gekannt. Ihr Gesicht war sehr entstellt, blaß und voll rother Flecke, ihre Lippen farblos und ihre Augen eingesunken. Als sie zuerst den kleinen Eduard wieder sah, der nun ganz rüstig in der Stube herumgehen konnte, da kannte er sie nicht gleich und versteckte sein Köpfchen. Wie sie aber ganz traurig rief: „Neddy, Neddy!“ da erkannte er sie im Augenblick, kam gern zu ihr und streichelte ihr bleiches Gesicht.

Die Mutter war sehr herzlich und freundlich mit ihr, viel mehr als je vorher, und erzählte oft dem Kleinen, wie Schwester Nena so gut sei und den kleinen Ned gepflegt habe. Er verstand nicht viel davon; er sagte nur immer wieder: „Liebe Nena“ und streichelte sie. Bob und Dick, denen die Mutter auch gerühmt hatte, was Schwester Serena gethan, waren schon freundlich, doch steckten sie immer die Köpfe zusammen und flüsterten sich zu: „Aber die ist häßlich worden!“ und lachten, und das that Serena doch sehr weh, so daß ihr Thränen in die Augen kamen, und sie dachte: „O, wenn ich bei Edmund wäre, der würde nicht lachen über mein entstelltes Gesicht!“

Aber sie hatte doch eine gute, freundliche Zeit hier auf dem Landhaus mit der Mama und mit dem Kleinen, der jeden Tag lieber und lustiger wurde, und mit dem sie den ganzen Tag im Freien sitzen und spielen durfte; „fast so schön wie bei der Tante!“ dachte sie mit einem leisen Seufzer. Sie war immer noch sehr müde und saß am liebsten auf einer Bank vor dem Haus im Sonnenschein; der kleine Eduard trug ihr dann Kiesel in den Schoß und erzählte: „das

sei viel, viel doldiges Deld.“ — Sie konnte gar nicht weit vorausdenken; nur das hätte sie wissen mögen, ob sie wohl einmal in ihrem Leben noch das liebe Haus der Tante und ihren blinden Freund sehen werde.

Der Vater brachte jeden Sonntag bei den Seinigen zu. Serena hatte großes Mitleid mit dem armen Papa, daß er die ganze Woche so allein in dem großen, düstern Haus zu London sein mußte. Es schien ihn auch wirklich trübselig zu machen; er wurde immer ernster und stiller. Serena wagte einmal, ihn zu fragen: „Aber, Papa, was hast Du denn? Du bist so traurig und Eduard ist doch so nett und so lieb!“ „Laß mich, Kind,“ sagte er dann; „vielleicht erfährst Du's noch bald genug.“

Es war mitten in der Woche, als er eines Morgens schon früh heraus kam. Serena war kaum aufgestanden; der Kleine war eben dem Dienstmädchen entflohen, die ihn ankleiden wollte, und sprang lustig barfuß und im Hemdchen in der Stube herum. Mit lautem Lachen wollte Serena ihn einfangen und der kleine Kerl wurde immer wilder und jauchzte vor Lust. Serena wurde plötzlich still, als der Vater eintrat;

denn er sah todtenbleich aus und konnte kaum mehr stehen. „Setz Dich doch, Papa," rief sie, indem sie eifrig einen Stuhl hertrug; „bist Du denn nicht ge=fahren?" Der Kleine selbst schien etwas zu merken; er ließ sich ganz still von dem Dienstmädchen fortfüh=ren. „Ruf die Mama," sagte Herr Seyton mit schwacher Stimme. „Sie wird noch nicht angekleidet sein," sagte Serena, indem sie immer ängstlich den bleichen Vater betrachtete. „Ruf sie doch," wiederholte er, „sie möchte gleich kommen." Erschreckt durch Serena's Botschaft kam Frau Seyton herab. Der Vater hatte sich in=zwischen etwas gefaßt. „Liebe Frau," sagte er nach kurzem Gruß, da er nicht recht wußte, wie er seine Mittheilung anfangen sollte, „wir müssen das Land=haus hier verlassen; es ist für nächste Woche schon an Andre vermiethet." „Jetzt gerade fort von hier?" rief Frau Seyton, auf's höchste betroffen; „jetzt, wo die Luft noch so gut ist und den Kindern so wohl kommt! Das kann Dir nicht ernst sein! und im Hause in London muß ja erst noch geputzt und neu tapeziert werden ....."

„Das Haus in London wird verkauft; ich habe

eine kleine Wohnung in Tavernstreet gemiethet," sagte ohne sie anzusehen, Herr Seyton. „Aber, ich bitte Dich!" rief die Frau und blickte ängstlich nach ihm hin, ob er auch bei Verstand sei, „was soll denn das alles heißen?" „Es soll heißen," fuhr er mit tonloser Stimme fort, „daß der Krieg, durch den alle Handelsgeschäfte gelitten, mich um mein ganzes Vermögen gebracht hat. Lange habe ich noch gekämpft und glaubte, schon euretwegen, noch etwas retten zu können; jetzt kann ich nichts mehr retten, als meinen ehrlichen Namen. „Aber, um Gotteswillen," rief die arme Frau, „das kann ja nicht sein! und warum sollten wir denn gleich alles aufgeben und leben wie die Bettler! Ich weiß ja viele Kaufleute, die auch Unglück gehabt haben, und die leben nicht anders als vorher!" „Die haben dann ihren ehrlichen Namen vielleicht nicht gerettet," sagte Herr Seyton; „so weit es mir noch möglich ist, so soll durch mich niemand etwas verlieren; meinen Kindern möge Gott weiter helfen!"

Was ihnen zuerst nur wie ein böser Traum erschienen war, das mußten sie bald als eine traurige Wahrheit glauben lernen. Und jetzt noch schien es ihnen oft wie ein Traum, als nach einem Vierteljahr das stattliche Haus mit all dem schönen Geräthe verkauft war und sie in einer ganz kleinen, wohlfeilen Wohnung einer engen, dumpfen, schmutzigen Gasse wohnten. Der arme Herr Seyton wollte thun, was er konnte, um seine Familie zu erhalten; darum hatte er London nicht verlassen und ging Tag für Tag in die City, um kleine Geschäfte für andre Kaufleute zu besorgen, er, der einst einer der ersten, stolzesten Handelsherrn gewesen war. Dick und Bob hatten aus der theuern Kostschule herausgenommen werden müssen; der Vater wollte sie selbst unterrichten, aber das war schwierig. Es war doch schon ein Bischen sehr lang, seit Herr Seyton Latein und Griechisch gelernt hatte, da wollte es nicht mehr so recht gehen; so kam denn ein Lehrer, und beim Vater lernten sie Rechnen und Französisch; dem Vater aber wurde alles sehr sauer, seine Kraft war ganz gebrochen durch den Schlag.

Es war eine recht schwere und trübe Zeit in dem

düstern, kleinen Haus in Tavernstreet; selbst die wilden Knaben schlichen scheu umher; sie schämten sich, mit den Jungen zu spielen, die sie hier auf der Straße sahen, und daheim saßen sie langweilig und trübselig in den Ecken.

Die Mutter war nicht in einem reichen, aber in einem vornehmen Hause erzogen. Sie war von zarter Gesundheit und ihr Lebenlang an viele Bedienung und viele Bedürfnisse gewöhnt worden; der wurde es jetzt entsetzlich schwer, sich auf einmal mit so wenigem behelfen zu müssen. Sie weinte fast den ganzen Tag, oder schlich sie matt und verstört umher. Das Kindermädchen hatte den Dienst aufgesagt, noch ehe man aus dem großen Haus ausgezogen war. „Sie nehmen mir das nicht übel, Madame," hatte sie gesagt; „aber ich habe auf großen Lohn zu sehen, und habe immer in vornehmen Häusern gedient; es wäre gegen meinen Respekt, in einem Dienst in Tavernstreet zu sein." Margret, die Köchin, zeigte sich anhänglicher. „Schämen Sie sich, Betty," sagte sie zum Kindsmädchen; „ich lasse die Leute nicht gleich im Stich, wenn sie jetzt im Unglück sind. Ich habe mich dazumal nachher ge-

schämt, als der Kleine die Blattern hatte und wir uns gefürchtet; das kleine Mädchen, die Serena, hat bei ihm ausgehalten. Jetzt will ich noch dableiben, auch um geringern Lohn, und wenn's gleich eine wüste Gasse ist, und will für die Leute sorgen, so lang die Madame noch so dahin ist wie vor den Kopf geschlagen, bis sie ein andres taugliches Mädchen finden von geringerem Stand, als eine Herrschaftköchin. „Wir werden schon miteinander fertig werden ohne ein Stubenmädchen, Miß Serena," sagte sie zutraulich zu dieser.

Wie sie es aber angreifen sollte, eine Magd zu ersetzen, das wußte freilich Serena gar nicht; doch hatte sie bei der Tante wenigstens gelernt, ihr Bett zu machen und ihr Zimmer in Ordnung bringen; nun probirte sie, auch Eduard's Bettchen zu machen und ihn zu waschen und anzukleiden. Anfangs war das sehr schwierig; es war auch bei Betty nicht ohne viel Lärm, Geschrei und Ausreißen von dem wilden, kleinen Kerl gegangen; aber Serena fing an, ihm zu erzählen von dem Wolf, der die kleinen Geislein gefressen, oder von

den Kindern beim zuckrigen Häuschen, in dem der Bär sitzt; oder sie wußte zum Waschen ein nettes Reimlein, das ihm Spaß machte. Wenn sie dann anfing:

Dein Härchen rupf ich,
Dein Stirnlein tupf' ich,
Deine Wänglein wasch' ich,
Dein Näslein hasch' ich;
Und dein rothes, rothes Mäulchen,
Ei, das küß' ich noch ein Weilchen!

so lachte und juchzte er laut auf und ließ alles mit sich anfangen. — Viel Gelegenheit zum Spazierengehen gab es hier nicht; da war nicht einmal ein Hofgärtchen wie an dem großen Haus, und auf die schönen grünen Plätze, wie man sie inmitten der Stadt London findet, war es schon ziemlich weit. Aber es war eine Stelle auf der Straße, wo ein schmales Streifchen Sonnenschein hereinfiel; dahin nahm sie den Kleinen, daß das arme Kind doch etwas an die Luft kam; er fühlte den traurigen Wechsel am wenigsten und war immer vergnügt mit seiner Nena.

Auch dem Vater war sein Töchterlein der einzige Trost in der trübseligen Zeit; sie klagte nicht und war

immer freundlich, sie lernte ihm nach und nach die kleinen Dienste thun, die er bedurfte, und es freute ihn viel mehr, wenn ihm statt eines verdroßnen Bedienten oder Zimmermädchens sein Töchterlein die Pantoffeln bereit hielt und den Waschtisch in Ordnung brachte. Serena lernte sogar der Mama, die nie gewöhnt war, sich selbst zu bedienen, die Haare flechten; — ja, die kleine Serena, die nun freilich allmählich zwölf Jahre geworden, wurde, ohne daß sie es selbst wußte, ein ganz schätzbares Glied im Haushalt. Sogar die großen Brüder, denen sie ihr Vesper brachte und Abends Geschichten erzählte, waren sehr freundlich gegen sie; und Bob sagte einmal vertraulich zu Dick: „Du, sie ist am Ende doch im Ernst gut und stellt sich nicht nur so!“

Doktor Smith, der gute alte Freund des Hauses, war krank gewesen über alle die Zeit, wo das Unglück über das Haus Seyton hereingebrochen war. Sobald er wieder gesund war, stieg er durch Straßen und Gäßchen, bis er das enge Häuschen in ‚Tavernstreet fand. „Ja, das thut mir leid, meine Freunde, daß ich's so treffe,“ sagte der gute, dicke Herr; „habe noch nie be-

klagt, daß ich nicht reich bin, als heute. Ihr wißt wohl, daß gar viel Arme, viel unbemittelte Vetter und Basen sich in mein Einkommen theilen, da kann ich nicht viel anbieten; Eure Buben kann ich auch nicht nehmen, ich bin so selten daheim, und meine Frau ist zu alt, um über so wilde Bursche Aufsicht zu führen. Aber gebt mir das Töchterlein da, sie soll es gut bei uns haben und lernen, was sie noch braucht; oder wenn sie nicht zu uns will, so will ich sie noch'mal zu der alten Tante bringen, wo sie schon einmal so vergnügt war. Das Kind ist zart, die soll nicht zu Grund gehen in der trübseligen Gasse."

Einen Augenblick leuchteten Serena's Augen auf in heller Freude; — sie kannte wohl die Frau Doktor Smith, eine stille, freundliche Frau, so gut wie ihr Mann; die alten Leute lebten gar behaglich in einem sehr netten, kleinen Haus, daran ein Gärtchen war; sie wäre gern zu ihnen gegangen, und vollends zu der Tante! Ach, die schöne, frische, freie Gegend, das anmuthige Landhaus, der zierliche Balkon von wilden Reben umrankt, — das alles erschien ihr jetzt wie ein Paradies, aber — in dem Augenblick hatte sich Eduard

an ihr Kleid gehängt und rief: „Nena, 'zählen.“ Der Vater sah ganz angstvoll herüber nach seinem Kleinod, seinem freundlichen, aufmerksamen Kind, die sein Trost in der trübsten Zeit gewesen; und die Mutter sagte seufzend: „In Gottes Namen, Herr Doktor, wenn es für Serena nöthig ist; sie ist uns ein Trost und eine Hilfe gewesen in diesen traurigen Tagen und wird uns sehr fehlen; aber es muß das eben auch noch sein.“

Nicht lange dauerte der stille Kampf in Serena's junger Seele zwischen dem, was sie wollte und was sie sollte; sie hatte früh gelernt, auf Gottes Stimme in ihrem Herzen zu hören und ihr zu folgen, auch wenn es ihr sauer wurde. „Ich danke herzlich, lieber Herr Doktor,“ sagte sie, und gab ihm mit feuchten Augen die Hand; „aber ich glaube, es ist Gottes Wille, daß ich bei meinen Eltern und Geschwistern bleibe und ihnen helfe.“ „Es wird doch nicht gehen, Kind,“ sagte der Vater mit einem tiefen Seufzer; „Du bist noch zu jung, Du hast noch viel zu lernen, Du darfst nicht hier zu Grunde gehn.“ „Nun, Papa, Rechnen und Französisch lerne ich bei Dir mit den Brüdern, und die Mama kann schön sticken und häkeln, das lehrt

sie mich wohl auch, wenn wir mehr Zeit haben. Laß mich da bleiben, bis wir Alle besser eingewöhnt sind.“ So blieb sie denn in Gottes Namen und Alle waren vergnügt darüber. Der Vater selbst raffte sich ein wenig auf, daß die Abendstunden nicht so trübselig sein sollten; und die Mama zeigte ihr durch große Freundlichkeit, daß sie sich freute, daß sie ihr Töchterlein behalten. Der gute Doktor Smith sah ein, daß Serena recht hatte, und war nicht empfindlich; wo irgend eine kleine Freude in's Haus kam, ein Braten oder ein Kuchen an einem Festtage, da wußte man schon, woher es kam, obgleich der Doktor nie davon wissen wollte, wenn man ihm danken wollte, indem er sagte: „Behüte, fällt mir nicht ein, Euch so etwas Kostbares zu senden; das ginge mir ab! Hab' selber keinen Braten und Kuchen zu essen; da werd' ich auch noch nach Tavernstreet schicken!“

So gingen Monate vorüber. Die Mutter lernte sich allmählich besser gewöhnen, die Buben legten in etwas ihre Würde ab und waren so herablassend, sich zu Zeiten tüchtig zu balgen mit den Straßenjungen. Serena und ihr Brüderlein waren manchmal recht

vergnügt zusammen; aber das Heimweh nach grünen Bäumen, nach frischer Luft und Sonnenschein wollte nicht ganz vergehen, auch nicht die Sorge um den Vater.

Herr Seyton trug schwerer als Alle an seinem Unglück und konnte sich nicht recht erholen; alle Entbehrungen der Seinigen lasteten wie eine Schuld auf seiner Seele; vor allem drückte ihn der Gedanke an die Zukunft seiner Kinder und wie er ihnen den nöthigen Unterricht verschaffen sollte. „Ja, wenn ich mich ein wenig erholen könnte und wieder frische Kraft sammeln!“ sagte er einmal zu Serena; „ich habe einen Freund in Indien, der mir gern helfen möchte und der mir ein Geschäft hier im Lande übertragen will, das viel angenehmer und einträglicher wäre, als die elenden Geschäfte in der Stadt; ich müßte dabei viel Reisen machen, könnte aber immer wieder einige Monate bei Euch sein.“

„Aber, Papa, warum thust Du das nicht?“

„Um ein solches Geschäft zu übernehmen, müßte ich wieder gesunder und kräftiger sein, und das werde ich nicht, wenn ich nicht etwas Ruhe und frische Landluft habe.“

„Warum gehst Du nicht zur Großtante, Papa?

Ich weiß ja wohl, daß sie uns Alle nicht einladen kann, sie ist zu alt und zu sehr an ihr stilles Leben gewöhnt; aber Du allein könntest leicht zu ihr. Und bei der Tante muß man gesund und fröhlich werden!“ setzte sie mit glänzenden Augen hinzu.

„Du verstehst das nicht, Kind,“ sagte der Vater traurig; „ihr könnt hier nicht allein leben und nicht ohne die kleine Einnahme von meinen Geschäften.“

So wußte denn Serena keinen Rath, als daß sie auch diese Sorge dem Vater im Himmel befahl, der allein den Ausweg sieht, wo unsre Pfade dunkel sind.

Sie hatte für sich noch manche Freude in der armseligen Wohnung, die sie nicht gehabt in dem großen Hause. Das Brüderlein gehörte ihr eigen wie nie zuvor und es wurde jeden Tag herziger und lieber. Auch schreiben durfte sie an die Tante und Edmund recht von Herzen weg, da niemand mehr ihre Briefe korrigiren wollte; zu langen Briefen hatte sie freilich nicht Zeit, aber doch war es ihr eine Freude und Erholung. Die Tante schrieb noch kürzere Briefe, sie schien gar zu schwach und müde zu sein; aber ihre herzlichen Worte thaten Serena wohl in innerster Seele.

Bayerische Staatsbibliothek München

Einmal kam ein großer Brief, viel größer und dicker, als sonst die Briefe der Tante; er war von Edmund's Vater. „Mein liebes Kind," schrieb er ihr, „was ich Dir mittheilen muß, wird Dir zuerst schmerzlich weh thun. Deine gute Tante ist im Himmel; sie war sehr leidend und schwach in der letzten Zeit und hatte große Sehnsucht nach Erlösung; Gott hat sie heimgenommen zu Seiner Ruhe und wir Alle wollen ihr diese süße Ruhe gönnen. Ich schicke Dir ihren letzten Gruß, den Brief, den sie selbst noch an Dich geschrieben. Mein Edmund ist tief betrübt, er hat seine beste Freundin verloren."

Es brauchte gar lange, bis Serena durch ihre heißen Thränen die Worte lesen konnte, die ihr wie über das Grab noch von der lieben, treuen Hand geboten wurden.

„Meine liebe Serena," schrieb die Tante, „ich sage Dir meinen letzten Gruß auf Erden. Es war mir nicht vergönnt, Dich, mein liebes Kind, noch einmal zu sehen. Ich habe gehört, daß Du Deine Pflicht thust, daß Du gelernt hast, mehr für Andre zu leben, als für Dich selbst, und ich wollte Dich nicht den Dei-

nen nehmen, denen Du so lieb und nützlich geworden bist. Gott schütze und segne Dich, meine liebe Serena; er erhalte Dich auf dem rechten Wege und bewahre Dir ein demüthiges Herz, das sich nicht erhebt, auch wenn Du fühlst, daß Du den Deinen etwas sein und thun kannst. Nimm Dir nicht nur vor: ich will das thun und das nicht; mit solchen Vorsätzen allein kommst Du nicht weit; aber nimm Dir vor, ich will mein Herz dem Herrn zu eigen geben, — der wird es wohl lenken und führen zum Segen für die Deinen, zum Frieden für Dich. Lebe wohl, mein Kind, für diese Erde. Gott gebe, daß ich Dich mit Deiner lieben Mutter einst grüßen darf in einer Heimath, wo wir uns nicht mehr Lebewohl sagen dürfen! Bis in den Tod

Deine

treue Tante."

Recht lang und schmerzlich mußte Serena weinen; auch der Vater weinte mit ihr, als er in dem Briefe auf's Neue sah, welch treues Herz seine Serena hier verloren. Der kleine Eduard sah gar bedenklich in das verweinte Gesicht der Schwester und wollte immer mit seinen dicken Händchen ihre Augen trocknen. Die Mut-

ter nahm sie in die Arme und küßte sie so herzlich, wie nie zuvor und sagte: „Wir wollen Dich Alle so lieb haben, wie Deine gute Tante gethan hat.“ Selbst Dick und Bob betrugen sich an diesem Abend anständig, und wenn Bob lärmen wollte, so stieß ihn Dick an und sagte leis in seiner feinen Weise: „Sei still, siehst nicht, daß d'Serena heult?“

Es war ein besonders trüber und grauer Tag in der kleinen Wohnung in Tavernstreet, nicht gar lange, nachdem Serena den Tod ihrer Tante erfahren hatte. Draußen in der Welt wollte es bald Frühling werden; das Milchmädchen, das aus einer Vorstadt kam, hatte Serena am Morgen ein paar Schneeglöckchen gebracht; die machten sie aber nur traurig; denn hier konnten sie auch gar nichts Grünes sehen, nicht einen Grashalm. Richard und Robert hatten unter ihrer Aufsicht den Kleinen im Kinderwägelchen nach einem entfernteren Platz führen wollen, wo es grüne Büsche gab; aber nun war Regen eingebrochen, Regen den ganzen Tag aus dicken, grauen Wolken; die Straße war schmutzig, die Dächer grau, die ganze Welt sah grau aus.

Der Vater saß in seinem alten Lehnstuhl, dem einzigen, den er von den schönen Möbeln des alten Hauses behalten hatte. Er war seit einigen Tagen sehr unwohl und konnte nicht ausgehen; er sah bleich und trübselig aus und die Mutter betrachtete ihn mit stiller Sorge. Serena hatte den Kleinen auf dem Schoß, der sich fast ein wenig vor ihr fürchtete in den schwarzen Trauerkleidern; sie wollte ihm ein Geschichtchen erzählen, aber es fiel ihr heute auch gar nichts ein; es war ihr, als sollte es im ganzen Leben nicht mehr hell und freudig werden auf der Welt.

Da klopfte es. Es war schon eine Begebenheit hier, wenn geklopft wurde; Besuche kamen keine und Doktor Smith erwarteten sie heute nicht, er war gestern erst bei dem Vater gewesen. Und doch war es der gute Doktor. Er kam aber heute nicht allein; es war noch ein Herr bei ihm, der Allen unbekannt war.

„Ein schönes Wetter habt Ihr bestellt," brummte der alte Herr, „wenn man Euch besuchen will; und ich komme dazu noch mit meinem gelehrten Freund, dem Herrn Rechtsanwalt Clarke, ganz expreß zu meiner kleinen Miß, Serena Seyton." Verwundert sah

Serena zu ihm auf. „Nun, Clarke, erklären Sie's, sagte der Doktor.

„Die verstorbne Frau Drummond, Tante Ihrer seligen Frau Mutter," hob der Rechtsanwalt an, „hat in den letzten Wochen vor ihrem Tode die Nachricht von dem Tode ihres einzigen Sohnes in Australien bekommen. Sie hat nach dieser Nachricht ein Testament gemacht und in demselben einen anständigen Jahrsgehalt für den blinden Sohn des Predigers in ihrem Orte ausgesetzt, so lange er lebt."

„Edmund!" rief Serena erfreut.

„Ferner ein schönes Legat für ihre treue, langjährige Dienerin ....."

„O, die gute Sara," sagte Serena erfreut; die hat es wohl verdient!"

„Ihr Landhaus nebst dem Garten und den kleinen Grundstücken, die es umgeben, sowie ihr sämmtliches baares Vermögen hat sie der Tochter ihrer geliebten Nichte, Miß Serena Seyton, Tochter des Herrn Henry Seyton, zu alleinigem freiem Besitz vermacht," schloß der Rechtsgelehrte. Serena blickte ihn verwundert und erstaunt an, sie konnte alles nicht recht begreifen.

„Da Ihre Tochter noch minderjährig ist," sagte Herr Clarke zu Serena's Vater, „so bestimmen die gewöhnlichen Gesetze in einem solchen Fall, daß für des Fräuleins Erziehung die nöthige Summe ausgesetzt wird; Haus und Garten wird vermiethet und das Vermögen auf Zinsen angelegt, bis sie volljährig ist und in den Besitz eintreten kann."

„Ja, ja, meine kleine Miß wird eine reiche Erbin," sagte der Doktor lächelnd.

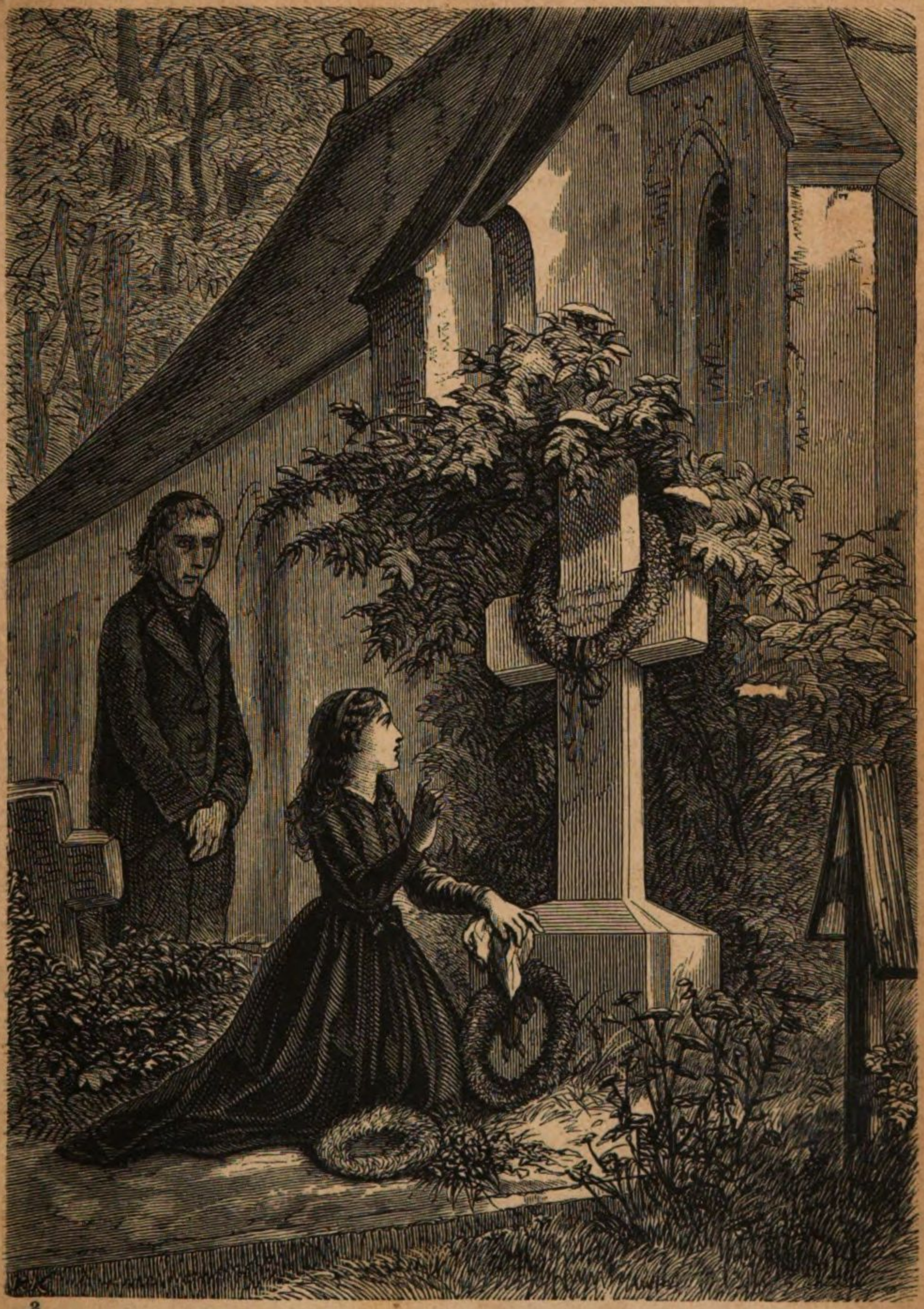
Allmählich hatte Serena besser verstanden, wovon die Rede war. „Also der Tante schönes Haus und Garten gehört mir?" fragte sie mit bebender Stimme. „Dir ganz und gar und ihr Geld dazu," antwortete der Doktor. „Und wir dürfen Alle darin wohnen? und die Mama, und Richard und Robert; und Papa kann im Garten sein den ganzen Tag, oder auf dem Balkon, und Eddy spielen auf dem Rasen!"

„Ja, kleine Miß, wenn Du nicht vorziehst, daß man Haus und Garten vermiethet und Du in einer prächtigen Pension erzogen wirst, um später ein reiches Fräulein zu werden."

„O, lieber Herr Doktor, so dumm sind Sie nicht,

daß Sie das glauben!“ rief Serena, ziemlich unhöflich in ihres Herzens Freude; „was hilft mich das Reichwerden, wenn jetzt mein lieber Vater und die Geschwister nichts davon hätten! O Papa!“ rief sie glückselig, und hatte ganz die Fremden vergessen, „wie wird das so schön sein; wir haben Alle Platz, und Du wirst wieder ganz gesund! Und gib Acht, Mama, wie schön es ist auf dem Balkon! Da könnt ihr Räubers spielen, Dick und Bob, in dem netten kleinen Wäldchen und Ball schlagen auf der grünen Wiese! und Edmund's Vater wird euch gewiß Stunden geben, der ist so geschickt! Und Eddy, mein Eddy, wie wollen wir schön spielen im Garten!“ Eben wollte sie aus lauter Herzensfreude im Zimmer herumtanzen mit dem Kleinen, da sah sie ihr Trauerkleid und fiel ihr ein, daß sie das alles ja dem Tod ihrer lieben Tante verdanke. „O, es ist eine Sünde, daß ich mich freue,“ sagte sie und setzte sich schnell nieder.

„Keine Sünde, liebes Kind,“ sagte der Doktor mit einer Thräne im Auge. „Deine Tante wollte Dich glücklich machen, und wenn sie auf uns niedersehen kann, so würde sie sich nur freuen, daß sie noch über



Da kniete Serena nieder und weinte.

das Grab hinaus Dir so viele Freude auf Erden bereiten konnte."

„Du meinst es gut, liebes Kind. Aber es wird dabei bleiben, daß Haus und Vermögen verwaltet werden muß, so lang sie minderjährig ist?" fragte Herr Seyton, der sich nun auch von seinem Erstaunen erholt, den Rechtsanwalt.

„Die Verstorbne hat vorausgesehen," sagte dieser, selbst bewegt, „daß Ihre Tochter diesen Besitz nicht allein genießen will. Es ist nur eine Form des Gesetzes, daß ich dabei sein sollte, um mich zu überzeugen, daß es der freie Wille des jungen Fräuleins ist, schon jetzt mit den Ihren zu theilen. Die Ueberzeugung habe ich jetzt," schloß er, selbst mit feuchtem Auge; „bei Ihnen als Vater ist ja Ihres Kindes Gut am besten geborgen; Sie können es in Besitz nehmen, so bald Sie wollen. Gott segne Ihnen das Erbe!" Die beiden Männer schieden in tiefer Bewegung. Serena fiel glückselig ihrem Vater in die Arme; der aber faltete die Hände und sprach: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich."

Das war ein fröhlicher Einzug am allerschönsten Maientag, den die Familie hielt auf dem Landhaus der Tante! Die Reise war glücklich vorüber sammt dem ersten Strudel des Auspackens; recht wie eine Segensgabe, die die treue Tante noch vom Himmel bot, lag die schöne, freundliche Heimath vor aller Augen. Vater und Mutter saßen auf dem Balkon im warmen Sonnenschein; jetzt schon schien der Vater vergnügt, trotz der Mühen der Reise, durch das Glück seiner Kinder. Drunten auf dem weichen Rasen saß der kleine Eduard, glückselig in einem Haufen Blumen, die ihm die alte Sara gepflückt, welche auf Serena's und der Eltern Bitten eingewilligt hatte, hier zu bleiben. Der arme Kleine war nie zuvor in einem Garten gewesen, jetzt jubelte er hellauf vor Freude.

Dick und Bob trieben sich höchst vergnügt auf der Wiese um, die an den Garten anstieß; sie musterten mit großer Sachkenntniß die herrlich blühenden Obstbäume und beriethen, was wohl Aepfel-, und was Birnbäume seien. „Du, ist's denn wahr," fragte Bob, „daß das alles eigentlich der Serena gehört?" „Ja, 's ist so," sagte Dick; „aber sie will gar nichts für

sich allein, es gehört alles auch uns.“ „Du,“ meinte Bob, „weißt Du, jetzt ist sie erst noch viel besser, als sie sich angestellt hat!“ ’s ist richtig, sagte Dick.

Serena war in aller Stille mit ihrem alten Freund, dem Pfarrer, der sie zuerst in der neuen Heimath begrüßt hatte, hinübergegangen, den grünen Weg, den sie zum erstenmal an der Hand der Tante gewandelt war. Dort, hinter dem friedlichen Kirchlein lag der stille Todtengarten; dort zog sie ihr Herz zuerst hin. Vor einem blühenden Fliederbusch erhob sich ein Kreuz von weißem Marmor, darauf stand der Name der Tante und die Worte: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.“

Da kniete Serena nieder und legte ihr Haupt auf den Fuß des Kreuzes und weinte, weinte recht lange und schmerzlich, und doch waren es keine bittern Thränen, sie machten ihr übervolles Herz leicht.

Endlich erhob sie sich. Der Pfarrer stand still mit gefalteten Händen zur Seite; aus dem Kirchlein klangen schöne Orgelklänge. „Ich habe ja Edmund noch gar nicht gesehen!“ rief Serena. „Orgelspiel ist noch immer seine liebste Freude,“ sagte der Pfarrer;

„er weiß, daß Du wieder da bist, und wenn er fröhlich ist, so treibt es ihn, in Gesang oder Musik sein Herz auszugießen.“

Leise waren sie näher getreten und sie hörten zu den Tönen der Orgel in Edmund's tiefer, weicher Stimme die Worte des schönen Psalms: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Sie blieben unter der Pforte stehen und lauschten bis zu dem freudigen Schluß: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebenlang und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Edmund hatte geendet. „Edmund!“ rief Serena; „Edmund, ich bin wieder da und darf da bleiben immer und immer!“

Edmund eilte herbei und in heller Freude grüßten sich die Kinder. Das weiße Kreuz auf der Tante Grab glänzte in lichtem Roth des Abendsonnenscheins. Das war wie ein Gruß der Seligen, mit dem sie sich freute über ihres Kindes Glück.

Die Wasser im Jahr 1824,

oder:

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Unter die fröhlichen Erinnerungen aus meiner Kinderzeit gehört der Verkehr mit den Kindern benachbarter Pfarrhäuser, mit deren Eltern die unsrigen gut befreundet waren; vor allem mit den Vettern und Bäschen gleichen Alters, deren Vater in einem Dorf an der Murr, nur eine kleine Stunde von meinem Heimathsort entfernt, Pfarrer war.

Wir machten uns gar häufige Besuche und Gegenbesuche. Ich wollte einmal als Kind den ersten Brief, den ich dem kleinen Bäschen geschrieben, gleich selbst hinüber tragen, damit sie ihn gewiß bekomme; es führte nach Steinheim ein schöner lustiger Weg über die Höhe, von der man weit hinaus in's Land sah; mit einigem Grausen eilte man an der Stätte vorüber, wo vor Zeiten der Galgen gestanden war, und äußerst fröhlich ging es in lustigen Sprüngen den letzten Hügel hinunter, wo man das Dorf vor

sich liegen sah, über die Brücke, unter der die Murr, ein ziemlich zahmes und stilles Wasser, vorüberfließt, durch die wohlbekannten Gassen dem stattlichen Pfarrhause zu mit dem traulichen Plauderbänkchen vor dem Hause und dem zierlich gepflegten Blumengärtchen an der Seite.

Im Pfarrhaus war immer reiche Waide für die Jugend, volle Obstgärten, lustige Tummelplätze im Freien und auf der Wiese. Wir hatten einander immer etwas zu erzählen und zu zeigen, neue Spiele zu lehren, neue Bücher auszutauschen, und gar häufig begleiteten uns am Abend Vetter und Bäschen bis nach Haus, um ganz warm den Besuch wieder heimzugeben.

Im Sommer des Jahrs 1824 war ich auch als kleines Mädchen von sieben Jahren auf Besuch bei Onkels. Es war aber kein lustiger Sommer zu einem Besuch auf dem Lande: Regen den ganzen lieben langen Tag; wenn es ausgeregnet hatte, so kam gleich wieder ein Gewitter, das neuen Regen brachte.

Wir Kinder verstanden freilich den Jammer und die sorgenvollen Gesichter nicht, womit die Dorfleute, die häufig zu Onkel und Tante kamen, das böse Wetter

beklagten; wir wußten nur, daß wir nicht auf die Gasse konnten; und nachdem wir uns mit Puppenspielen erschöpft, standen wir oft Viertelstunden lang am Fenster und schauten zu, wie sich auf der Straße Bächlein bildeten und die Bächlein zu einem Bach wurden, in dem die Jungen Schifflein hinunter segeln ließen. Einmal aber, da wurde es zu gewaltig mit dem Regen; es goß wie mit Strömen; von allen Hügeln schoßen die Bäche nieder und die Murr, die sonst nur so still und heimlich durch die Wiesen schleicht, trat plötzlich unvorhergesehen über ihre Ufer, so daß mit einemmale das untere Dorf unter Wasser stand.

Für diesen Fall, der damals nicht so selten war, hatte man sich aber schon vorgesehen; im Schuppen des Rathhauses war das große Fleckenschiff bereit; da ruderten zwei starke Männer zu allen Häusern, welche im Wasser standen, die bedrängten Leute zu retten. Man bot ihnen zuerst die Kindlein heraus; die fürchteten sich oft vor dem großen Wasser und wollten nicht gehen; oft wollten sich zu viele Leute auf das Schiff drängen. Einer warf seinen Kornsack heraus; ein

Andrer wollte, daß man zuerst seine Kuh retten solle: es war ein Geschrei, ein Klagen, dazwischen Viehgebrülle, daß man fast hätte glauben sollen, die große Sündfluth sei wieder hereingebrochen.

Und doch ging kein Menschenleben verloren. Die wackern Fergen schafften nach und nach Alle an sichre trockne Orte. Die Leute, deren Häuser verschont und nicht in Gefahr waren, thaten freundlich ihre Stuben auf für die armen Vertriebnen, ihre Ställe für das kläglich brüllende Vieh; und wir leichtsinnigen Kinder ergötzten uns wieder an den wachsenden Bächlein, an drei Mäusen, die sich im Garten auf einen Stein geflüchtet hatten, an einem blauen Pantoffel, der wie ein Schifflein herumschwamm.

Das Pfarrhaus stand sicher, aber in den Keller war auch Wasser gedrungen; man hatte die Fässer festgemacht, damit sie das Wasser nicht lüpfen konnte. Da ließ uns der dickkopfige Christoph des Nachbars Eisele zu einer Lustfahrt im Keller einladen, er wolle uns in einem Zuber schifffahren.

Heute noch wundert mich's, daß die Tante, die sonst sehr vorsichtig war, ihre Einwilligung zu dieser

gefährlichen Fahrt gegeben hat, die uns Kinder höchlich belustigte. Das dunkle Kellergewölbe mit trübem Wasser gefüllt, kam mir wie eine Zauberhöhle aus einem Mährchen vor; das seltsame Fahrzeug, dem man uns anvertraute, schwankte heftig hin und her, während der Christoph mit einem langen Kehrbesen als Ruder-stange gewaltig herumschiffte. Bäschen Mathilde fing an zu weinen; Vetter Franz und ich schlugen in die Hände vor Freude über die seltsame Fahrt, waren vielleicht aber doch heimlich froh, als uns der Christoph an all den schauerlichen Ecken des Kellers vorüber wieder glücklich an den Stufen abgesetzt hatte.

Die Wasser im Dorfe stiegen nicht mehr; aus der Kirche, die auch rings umfluthet war, konnte man das Wasser ausschöpfen und wir hatten die große Freude, am Sonntag mit dem Onkel zu Schiff in die Kirche fahren zu dürfen, wohin das Fleckenschiff nach und nach die Gemeinde brachte.

Es kamen gar betrübte Gesichter auf dem Schiff-lein angefahren; wenn auch die Leute ihr Leben gerettet, so hatten sie doch viel verloren auf ihren Aeckern und Wiesen, und wußten noch nicht, wie es in ihren

Häusern aussah, die unter dem Wasser standen. Ein Weib sagte: Heute sollte der Herr Pfarrer über den Text predigen: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten.“ Der Onkel aber predigte über den Psalm: „Gott ist unsre Zuversicht, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten in's Meer sänken ꝛc.“ Gar viele Augen wurden naß, und viele Herzen gingen getröstet aus der Kirche.

Die Wasser verliefen, und die Kunde des Unglücks hatte viele Herzen aufgethan; es kamen aus der Gegend ganze Wagen voll Korn, Stroh und Heu, Beiträge an Geld, Betten, Kleider, Lebensmittel. Des Onkels obere Stube wurde ein förmliches Magazin von Vorräthen und wir Kinder freuten uns königlich, als es zur Vertheilung kam und die armen Leute mit den neugeschenkten Kleidern glückselig abzogen, weil sie in manchen Stücken reicher geworden waren, als sie vorher gewesen.

Der Onkel aber bemühte sich nachher eifrig um Abhilfe; das Bett der Murr wurde auf seine Ver-

wendung abgegraben, so daß sie auch beim stärksten Regen nie mehr so stark austreten konnte.

Wer jetzt an der weißen Kirchenmauer ziemlich hoch oben ein Schifflein gemalt sieht mit der Inschrift: „Anno 1824 ist das Wasser so hoch gestiegen," der wird kaum für möglich halten, daß es so weit hatte dringen können. Solche Wasserzeichen von diesem Jahr sieht man noch fast allerorten in unsrem Vaterlande.

In demselben Sommer, in dem wir in Onkels Keller schifffahren durften, hat sich an einem andern Orte des Landes eine eigenthümliche Geschichte zugetragen, die uns den Spruch, den ich über diese Geschichte geschrieben, in ergreifender Weise in die Seele ruft.

Die Nagold ist ein Fluß am Fuße des württembergischen Schwarzwalds, nicht viel größer als die Murr; ein schöner kleiner Fluß, dessen klare, dunkelblaue Wasser zwischen waldigen Bergen durch sanftgrüne Wiesen ziehen; ein harmloses Flüßchen, dem niemand ansieht, wie gefährlich und bedrohlich es zu Zeiten werden kann.

Im Frühling, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt und die Wasser von allen Seiten sich sammeln im Thal, oder im Sommer, wenn heftige Gewitterregen niederstürzen, dann schwillt die kleine Nagold zum gewaltigen Strom und reißt mit sich fort, was ihr im Wege liegt, verderblich für Häuser und Gärten.

Am Eingange eines kleinen wohlhabenden Dorfs im Nagoldthale steht eine stattliche Mühle, deren helle Fenster dem Reisenden noch lockender winken als der goldne Löwe des Gasthauses, das ihr gegenüber steht. Rastlos wie unten das Klappern und Klopfen der Mühlgänge gingen oben die fleißigen Hände und die flinken Füße der Frau und der Töchter des Müllers. Die Müllersleute hatten das Haus mit Schulden übernommen, aber im Vertrauen auf den Segen des Herrn, der ihnen auch nicht fehlte. Das Gebot der Schrift: bete und arbeite, hielten sie treulich in Acht. Jeden Morgen und jeden Abend hörte man aus der Mühle einen frommen Choralgesang, und der Hausvater betete mit den Seinigen den Morgensegen, mochte das Geschäft so groß sein als es wollte; den Mühlkunden, die da waren, um ihr Korn mahlen zu lassen, rief der

Müller auch herein: „Kommt nur, schadet Euch nicht, wenn Ihr ein gutes Wort auf den Weg nehmt!“ und mancher war darunter, dem dies herzliche Gebet wie eine Mahnung aus der verlassenen Heimath in die Seele klang, und ihn begleitete auf seinen Alltagswegen.

Einer aber war unter den Mühlkunden, der sich nie bewegen ließ, an der Hausandacht theilzunehmen; ein roher und frecher Gesell, der Holzmarte genannt, der in einer zerfallenen Hütte außerhalb des Dorfes wohnte. Wenn ihn der Müller einlud: „Marte, komm mit herauf, es kommt ja doch noch nicht an Dein Korn,“ so rief er hohnlachend: „Ich halt' mich an den Starken,“ und setzte sich im Löwen mit einem Glas Branntwein an das Fenster.

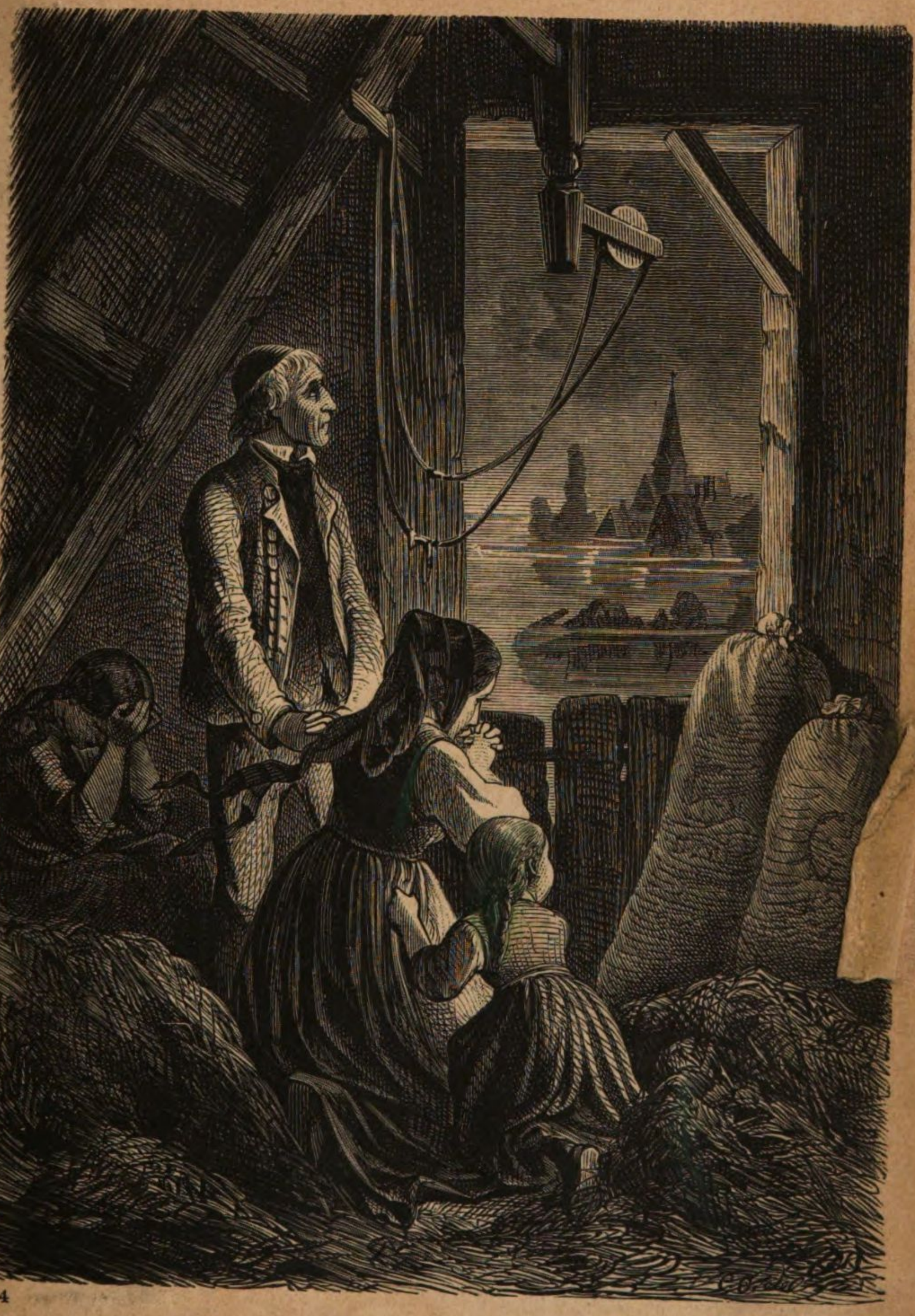
So kam's denn freilich, daß er bald ein viel häufigerer Gast in dem Wirthshaus als in der Mühle wurde. Seine wenigen, schlecht gebauten Güter mußten ein's um das andere wegen Schulden verkauft werden; da gab es nichts mehr zu mahlen; einen Kreuzer aber, um ihn in Branntwein zu vertrinken, konnte er immer noch verdienen.

Martin war Holzhauer und ein solcher findet in

der waldigen Gegend immer guten Verdienst; aber er arbeitete nur, wenn er mußte. Sein liebstes Geschäft war die Wilddieberei und was er so auf verbotenen Wegen endlich mit Mühe und Noth erjagt und heimlich verkauft hatte, das wurde in wenigen Stunden im Wirthshause vertrunken. Sein armes Weib suchte indeß mühsam mit Waschen und Taglöhnen das Brod für sich und ihr einziges Büblein zu verdienen; vom Vater hatten sie nichts als Mißhandlungen, rauhe Worte und Flüche. Denn an Flüchen war das Wörterbuch des Martin besonders reich; es war in der Gegend sprichwörtlich geworden: „Er flucht wie der Holzmarte.“ Unter andern rohen und lästerlichen Redensarten brauchte er besonders häufig als Betheurung: „d'Fisch sollen mich fressen!“ Niemand wußte, woher er den Ausdruck hatte, der sonst nirgends und bei niemand gebräuchlich war.

Der regnerische Sommer 1824 schwellte auch die Flüsse im Schwarzwald so stark wie die im Unterlande.

Unter denen, für die die Wasserfluthen Sorge und Schrecken brachten, gehörte auch der Müller im Nagoldthale. Die Nagold war furchtbar angeschwollen, und als an einem schwülen Tage nach einem heftigen



Der Müller mit Weib und Kindern hatte sich bis auf den obersten Boden geflüchtet.

Gewitter ein gewaltiger Wolkenbruch niederrauschte, a tobte das wilde Wasser über alle Schranken, über=luthete das ganze Thal und wälzte sich in mächtigen Wellen gerade auf die Mühle zu.

Nie zuvor und nie hernach, bis auf den heutigen Tag, hat das Wasser mehr eine solche Höhe erreicht. Der Müller hatte in der Mühle alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, die eine Ueberschwemmung nöthig macht. Aber die Familie hatte nicht daran gedacht, sich zu flüchten. Nun war es zu spät. Alle Räume der Mühle waren von den tosenden Wassern erfüllt, die Fluth plätscherte auf der Treppe, sie drang in's Zimmer, höher, immer höher. Der Müller mit Weib und Kindern und Ge=sinde hatte sich bis auf den obersten Boden geflüchtet. „Die Welt geht unter, Meister," rief entsetzt eine der Mägde. „Die Welt geht nicht unter," sagte mit festem Tone der Müller; „der Herr hat sein Wort gegeben, daß er die Erde nicht mehr durch Wasser verderben will; ob aber wir unsern Tod in diesem Gewässer finden sollen, das weiß Gott allein; machet Eure Seele bereit."

An Rettung war nicht zu denken, obwohl das

Wirthshaus, von dem die Strömung ablief, fast im Trocknen stand; die Fluth war viel zu hoch und gewaltig um die Mühle, als daß ein Schiff hätte durchkommen können, selbst wenn eins in der Nähe gewesen wäre.

Im Löwen waren alle Fenster voll Zuschauer, Leute, die sich theils vor dem Wasser hergeflüchtet und die zum Theil die Neugierde getrieben, das große Gewässer zu sehen. Droben in der Mühle waren auf der Heubühne die großen Laden weit offen und mit Mitleid und Entsetzen sahen sie die Bewohner dort mit angstbleichen Gesichtern zusammengedrängt. Ein tiefes Erbarmen drang durch die rohesten Herzen; nur der Holzmarte stellte sich mit frechem Lachen, das gefüllte Branntweinglas in der Hand, an's offene Fenster und rief denen drüben zu, indem er ihnen zutrank: „Müßt Euch nur an den Starken halten!“

Alle erbebten über dieser Rohheit. Der Löwenwirth, sonst wohl ein leichtsinniger Mann, dachte mit heimlichem Grauen: „Ich wollte, ich hätte den gottlosen Gast aus dem Hause; es ist nicht gut, zu solcher Stunde mit solchem Menschen unter Einem Dache zu sein.“

Der Müller drüben aber rief: „Ja, das wollen wir, wir halten uns an den Starken!“ und er fiel mit all den Seinigen auf die Kniee und betete mit lauter und gewaltiger Stimme, die das Rauschen des Wassers fast übertönte: „Herr, allmächtiger Gott, der Du auf dem Meere gewandelt bist und hast Wind und See bedroht, daß es stille war, Du kannst uns auch jetzt noch aus den Fluthen erretten, so es Dein heiliger Wille ist; hast Du aber beschlossen, daß wir darin unser Ende finden sollen, so führe uns durch Noth und Tod in Dein ewiges Reich!“ „Amen!“ tönte es leise nach von bleichen Lippen.

Mittlerweile hatte die Fluth einen ungeheuren Baumstamm herbeigewälzt, der wohl zu einem stattlichen Mastbaum bestimmt gewesen; durch die Gewalt des Wassers wurde er quer vor die Mühle gespannt und eine Masse von kleinerem Holz, Heu, Stroh, Geräthe, was alles der Strom mit sich führte, hängte sich daran und bildete so in wenig Augenblicken einen Damm.

Dadurch wendete sich plötzlich der Lauf des Wassers; die ganze Gewalt des Stromes brauste auf das Wirthshaus zu, das Wasser drang zur vordern Haus-

thüre ein und mit dem Schreckensruf: „Rette sich wer kann!“ stürzte der Wirth, der sich einen Augenblick entfernt hatte, in's Zimmer. Angstvoll drängten sich alle hinaus. An der Hinterseite des Hauses lehnte eine Leiter; wer konnte, rettete sich auf dieser; Andre kletterten über das Dach und bald war niemand mehr im Löwen als der Martin, der halb betrunken, an keine Gefahr glauben wollte, und er machte sich daran, alle die noch halb gefüllten Gläser der Gäste auszutrinken, hob immer wieder das Branntweinglas in die Höhe und wiederholte mit lallender Zunge den gotteslästerlichen Ruf: „Nur an den Starken halten!“

Da trieben auf's Neue die mächtigen Wasser eine Masse starker Baumstämme daher; mit aller Gewalt der immer wilder tobenden Fluth stießen sie an die Ecke des leichtgebauten Wirthshauses: mit furchtbarem Krachen brach ein Theil der Wände ein und der Strom drang in alle Räume.

In der Mühle drüben, von der sich die Wasser allmählich verliefen, lagen Alle noch in stillem Dankgebet auf den Knieen.

* * *

Noch vielfach verheerend war der Strom durch's Thal gezogen, und als er sich nach einigen Tagen verlaufen hatte, brauchte es lang, bis die armen Leute nur übersehen konnten, wieviel er ihnen geraubt und verwüstet. Doch war in dem ganzen Thal kein Menschenopfer zu beklagen, so plötzlich und unerwartet auch die Fluth an manchen Orten hereingebrochen war. Nur der Holzmarte war und blieb verschwunden. Viele Leute wollten nicht an seinen Tod glauben nach dem alten Sprichwort: „Unkraut verdirbt nicht!“ und sie dachten, er treibe sich irgendwo auf schlimmen Wegen herum. Der Müller nahm sein armes Weib als Taglöhnerin in's Haus mitsammt ihrem Büblein, das er hoffte auf bessere Wege zu leiten, als sein Vater gegangen.

Einige Wochen nach der Ueberschwemmung kam ein Fischer an eine ganz abgelegene Stelle der Nagold; es fiel ihm auf, wie sich an einer seichten Stelle des Wassers große Schaaren von Fischen sammelten und er fuhr auf dem kleinen Nachen näher hin. Da sah er mit Grausen und Entsetzen den Leichnam eines Mannes, der beinahe ganz von den Fischen aufgezehrt und nicht mehr zu erkennen war.

Ihm schauderte vor dem Fund. Er ging weiter und erzählte im nächsten Wirthshause, was er gesehen. „Das ist der Holzmarte, den haben die Fische gefressen!“ rief einer der Zechgäste, der aus Martin's Dorfe war. Die Kunde verbreitete sich; es kamen mehr Leute aus seinem Dorf, auch Martin's Weib; als die zerstörte Leiche an's Ufer gezogen war, erkannte sie ihren Mann an den Stiefeln, die er noch anhatte. Sie wollten ihn am Ufer einscharren, aber das arme Weib bat um Gotteswillen, ihm doch ein Plätzchen auf dem Kirchhof zu gönnen. Dort gruben sie ihn dann in einer Ecke ein; sein Grab ist nicht mehr zu finden.

Die Mühle ist fast unversehrt geblieben, und so lang der Müller und sein Weib darin wohnte, hörte man nach wie vor die Stimme des Dankes und Lobes zu dem Herrn, der sich hier im Beschirmen wie im Bestrafen als ein lebendiger Gott bewiesen hat.

Manch verhärtetes Herz aber wurde durch den Tod des Martins erschüttert und gemahnt an den tiefen Ernst der gewaltigen Worte:

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Ihm schauderte vor dem Fund. Er ging weiter und erzählte im nächsten Wirthshause, was er gesehen. „Das ist der Holzmarte, den haben die Fische gefressen!“ rief einer der Zechgäste, der aus Martin's Dorfe war. Die Kunde verbreitete sich; es kamen mehr Leute aus seinem Dorf, auch Martin's Weib; als die zerstörte Leiche an's Ufer gezogen war, erkannte sie ihren Mann an den Stiefeln, die er noch anhatte. Sie wollten ihn am Ufer einscharren, aber das arme Weib bat um Gotteswillen, ihm doch ein Plätzchen auf dem Kirchhof zu gönnen. Dort gruben sie ihn dann in einer Ecke ein; sein Grab ist nicht mehr zu finden.

Die Mühle ist fast unversehrt geblieben, und so lang der Müller und sein Weib darin wohnte, hörte man nach wie vor die Stimme des Dankes und Lobes zu dem Herrn, der sich hier im Beschirmen wie im Bestrafen als ein lebendiger Gott bewiesen hat.

Manch verhärtetes Herz aber wurde durch den Tod des Martins erschüttert und gemahnt an den tiefen Ernst der gewaltigen Worte:

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wildermuth, Ottilie,

Ottilie Wildermuths Jugendschriften

Bd.: 1

Stuttgart 1871 -
P.o.germ. 1978 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11016309-7